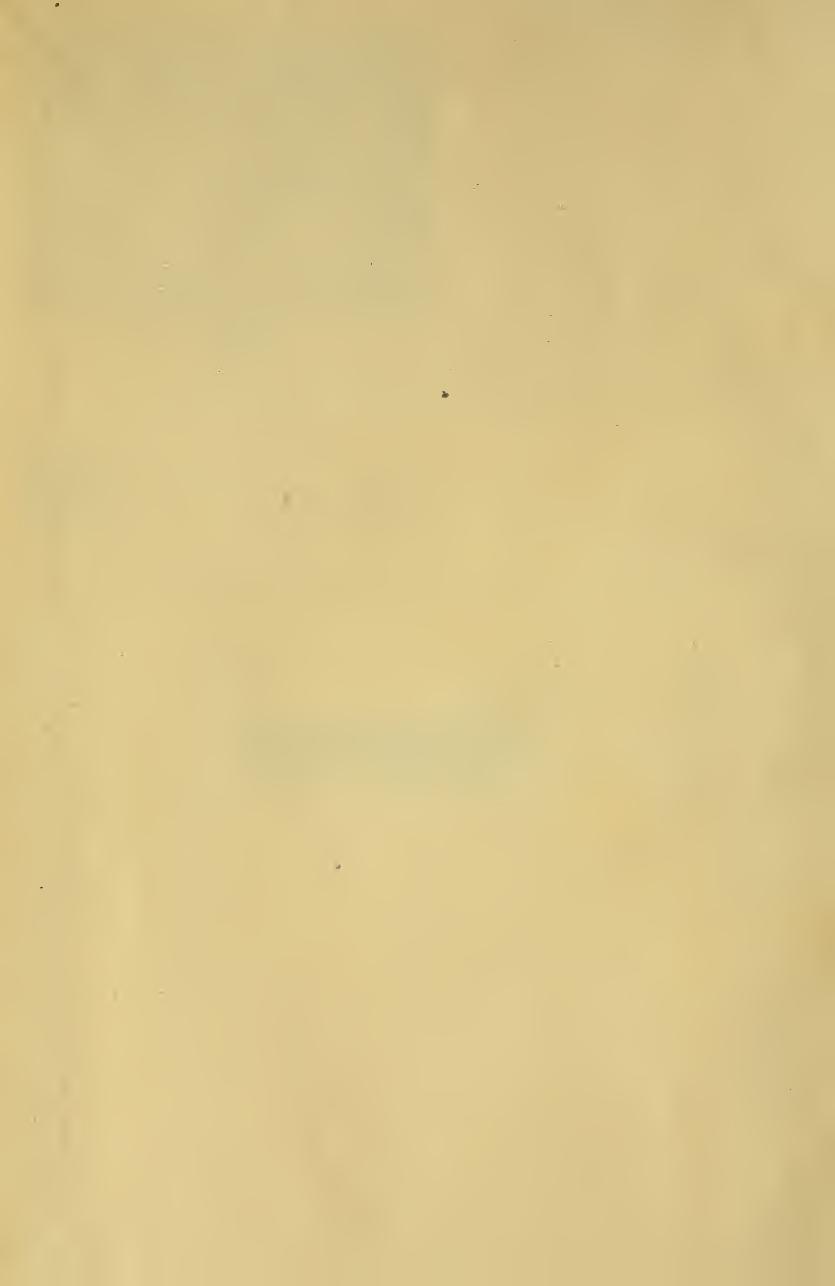








BERLIN, HAUSFREUND-EXPEDITION.



Eva in Paris.

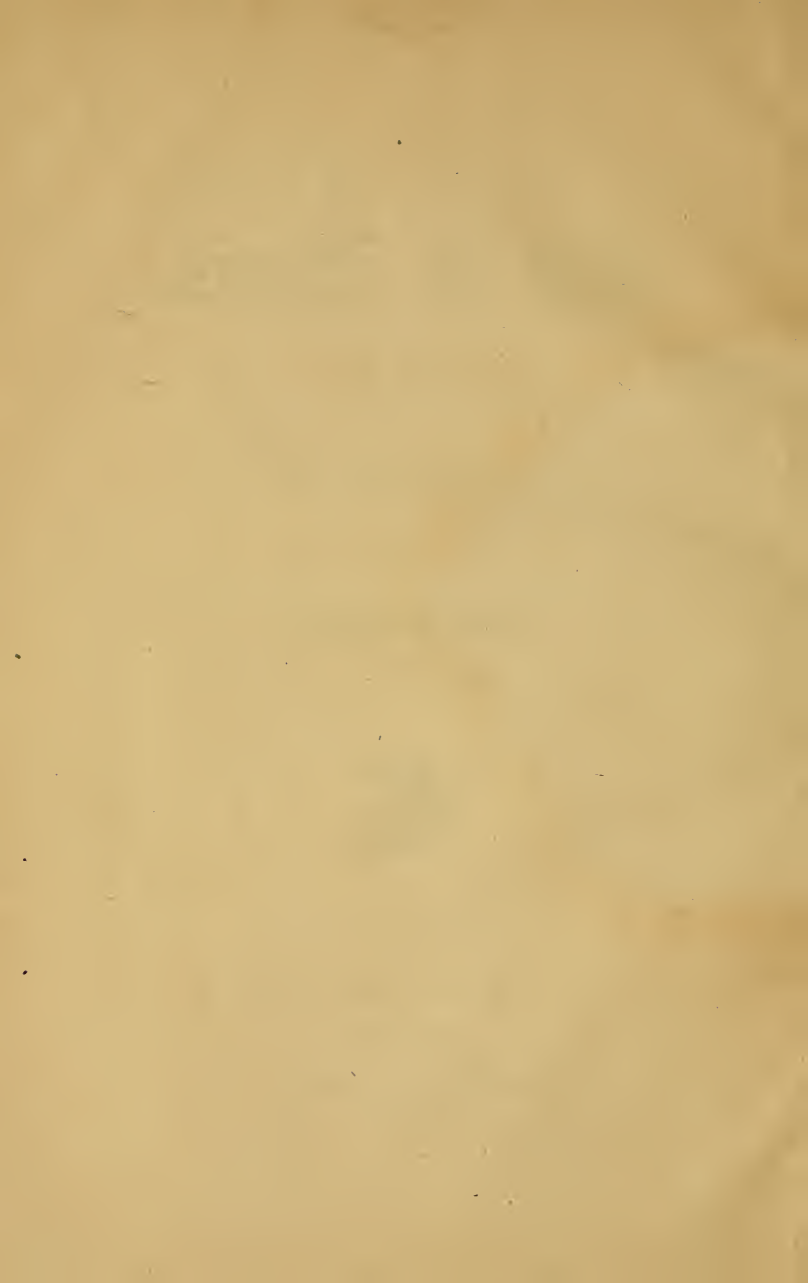
Culturhistorische Skizzen

von

Hans Wachenhusen.



Berlin.
Hausfreund-Expedition.
(E. Graetz.)



Eva in Paris.

Culturhistorische Skizzen

von

Hans Wachenhusen.



Inhalts-Verzeichniß.

V.

VI.

VII.

VIII.

IX.

Schluß.



I.

Allgemeine und besondere Ansichten des Verfassers.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Frauen Engel sind, aber es wird bei ihrer Beurtheilung nicht immer das nöthige Gewicht darauf gelegt, daß der gefallene Engel unsers Herrgotts schönster Engel war.

Ich weiß nicht, ob es damals schon Langeweile gab, denn insofern diese nichts ist als die Entbehrung dessen, womit wir Andre geräuschvoll ihre Zeit tödten sehen, entstand sie eben erst mit der Erfindung der Zerstreuungen.

Seit die Langeweile erfunden ward, entstanden eine Menge ruchloser Beschäftigungen, denen sich die thätige Hand des Arbeiters, des Speculanten und des Denkers dienstbar machte.

Es ist kein Wunder, daß Alles, was sie Schönes und Ungewöhnliches schaffte, vorzugsweise zu Ehren und zur Verherrlichung des Meisterstücks der Schöpfung geschah.

Man grub das Gold aus den dunkelsten Schachten der Erde, man fischte die Perlen aus den tiefsten Tiefen des Meeres, man suchte die Edelsteine in den verborgensten Schluchten und schmückte mit ihnen des Herrgotts Meisterwerk.

Man glaubte Gott selbst zu dienen, wenn man seinem Liebling diente.

Aber der Herrgott selbst hatte von Anfang an seinen Kummer mit ihm gehabt und wenn er seine Schöpfung betrachtet, mag es ihm leid thun, daß er die Schönheit geschaffen hat.

Also das Beste und Kostbarste, was die Menschheit im Schweiß ihres Angesichtes arbeitete und schaffte, geschah zu Ehren und zur Schmückung des Weibes, und schwach, wie es vom ersten Anbeginn sich zeigte, gelangte es dahin, daß es, kaum der Wiege entronnen, schon nach dem Spiegel verlangt, um sich zu überzeugen, ob es schön genug sei.

Die Könige legten sich ihm zu Füßen, die weisesten Weisen begingen um seinetwillen die größten Dummheiten, die Völker schlachteten sich ab wegen einer einzigen Weiberlaune, die Dichter und die Maler verherrlichten das Weib und auf dem ganzen Erdenrund stirbt kaum ein erwachsener Mensch, der während seines Daseins nicht durch ein Weib glücklich oder unglücklich gemacht worden wäre.

Wenn es wahr ist, was uns die ältesten Chroniker des Menschengeschlechts erzählen, so hat schon das erste Weib, das Gott schuf, ihm den ganzen Plan verdorben, den er mit uns im Sinne gehabt. Seitdem ist Alles vergeblich, was der Mann sinnt und trachtet. Es kommt ihm ein Weib in den Weg und stößt alle seine Pläne über den Haufen.

Es wäre so Mancher ein Held geworden, wenn ihn nicht ein Weib vor dem Schwert gehütet, ein großer Gelehrter, wenn sie ihm Zeit zum Studiren gelassen, ein reicher Mann, wenn sie nicht sein Geld unter die Leute gebracht hätte; ein

Weltumsegler, der neue Länder entdeckt, wenn er nicht um ihretwillen hätte zu Hause bleiben müssen.

Unzählige große Thaten wären gethan worden, unzählige Thorheiten wären unterblieben, ohne das Weib. Aber es ist dennoch gut, daß der Himmel die Frauen geschaffen, denn ich wüßte nicht, was die Männer ohne sie während dieser mehr als fünftausend Jahre getrieben haben sollten.

Wie die Dinge einmal sind, ist das Weib gewissermaßen diesseits dasselbe was uns jenseits erwartet, entweder unser Glück oder unsere Strafe, unser Himmel oder unsere Hölle. Man darf aber erwarten, daß beides jenseits gerechter vertheilt sein werde.

Vielleicht hat die biblische Ueberlieferung durch ihre Indiscretionen aus dem Paradiese überhaupt nur den Einfluß des Weibes auf das ganze Dasein des Mannes andeuten wollen. Geändert hat sich wenigstens in demselben während dieser Jahrtausende nichts und selbst in unsern modernen Staaten rettet sich der Mann vor diesem Einfluß nur dadurch, daß er dem Weibe keine Betheiligung an dem Staatsleben gestattet.

Die Männer machen die Gesetze; aber es ist deshalb doch nicht minder wahr, daß oft genug ein Weib erst den Gesetzgeber macht.

Alle die öffentlichen Freiheiten, welche der Mann dem Weibe voraus hat, verschwinden, sobald der Mann das Forum verläßt und die Schwelle seines Hauses wieder betritt. Sie verschwinden in der Familie, in der Gesellschaft, und da bei uns nicht mehr wie früher sich die wichtigsten Staatsinteressen auf dem Markte, unter freiem Himmel abspinnen, ist es kein

Wunder, wenn auch in ihnen der Einfluß des Weibes meist viel größer ist als ihn uns das Tageslicht zeigt.

In Frankreich hat es das Weib verstanden, Alles zu sein. Im öffentlichen Leben steht sie gewissermaßen auf der Drehscheibe und zeigt sich nach allen Seiten mit allen ihren Reizen. Nirgendwo ist sie sich derselben und ihrer Gewalt so sehr bewußt wie hier.

In der Politik hält sie heimlich sämmtliche Fäden in der Hand und Niemand ahnt, daß bedeutende europäische Complicationen durch ein paar, in irgend einem glänzenden Salon, auf irgend einer weichen, seidenen Causeuse von rosigen Lippen geflüsterte Worte die Ursachen derselben gewesen.

Es giebt in Frankreich Fürstinnen der Demi-Monde, aber es giebt auch eine Demi-Monde der Fürstinnen, die es nicht verschmäht, sich zuweilen zum politischen Agenten zu machen.

Im Familienleben ist das Weib hier weit entfernt, die Wiege und die Speisekammer als ihre Domäne zu betrachten. Die Heiligkeit der Mutterpflicht beherrscht niemals ganz ihre Rücksichten für die Welt, ihren gesellschaftlichen Zusammenhang mit derselben und die Pension ist eine Rettungsanstalt für ihre Lebenslust, zu der sie nur allzu gern ihre Zuflucht nimmt.

Die Betheiligung an dem Geschäftsleben des Mannes ist für sie in den mittleren Klassen ein Bedürfniß, dem sie mit der größten Pünktlichkeit genügt. Das Weib ist hier ein vortrefflicher Buchhalter und Cassirer. Seltsam genug ist der Ersparungstrieb bei den Weibern ebenso ausgebildet, wie die Verschwendungslust. Was die eine Hälfte dieses Geschlechts an dem Gelde sündigt, das sühnt die andre wieder. Die eine Hälfte wirft das Geld zum Fenster hinaus, die andere Hälfte

sitzt bis in die Nacht über dem Contobuch, womit freilich nicht gesagt ist, daß die eine Hand oft vergeude, was die andere so sorgsam und gewissenhaft in das Cassenbuch eingetragen.

Es giebt sehr fleißige und gewissenhafte Buchhalter, die trotzdem ihrem Prinzipial mit der ganzen Kasse durchgegangen.

In der Welt der Sorglosigkeit, der Zerstreuungen, der Mode und dem ganzen Bereich der Lebenslust dreht sich in Frankreich Alles um die Frauen. Es ist nicht möglich, daß sich drei Pariser amüsiren, ohne daß ein Weib dabei ist, und wenn unter diesen Dreien nur eines dabei ist, wird auch das niemals ohne eine Catastrophe abgehen.

Was ist alle Erziehung, alle Sorgfalt der gewissenhaftesten Lehrer und Rathgeber? Kaum ist der Knabe dem Letzteren entlaufen, so nimmt ihn das Weib und führt ihn ins Leben ein. Es zeigt ihm, wie alle diese schönen Prinzipien, alle die hohen Moralgrundsätze, mit denen man ihn gelangweilt, nichts als hohle Theorien, erfunden von grämlichen Leuten, die niemals kennen gelernt, was diese Welt demjenigen sein kann, der den Muth und das Bedürfniß hat, die Sonne zu bewundern und Alles, was sie mit ihrem Glanze bestrahlt.

Es kommt auch unter zwanzig Malen nur ein Mal vor, daß diese Lehre auf steinigen Boden fällt.

Generationen haben in einer Familie zuweilen an schließlich ungeheuern Capitalien gesammelt. Der Vater hat sie dem Sohn vermacht und dieser neue Summen hinzugespart. Schließlich beweist ein schönes Weib dem Sohn der dritten Generation, daß alle diese Capitalien nur für sie allein aufgespart seien. Sie vergeudet die Millionen in wenigen Jahren und läßt den reichen Erben ins Schuldgefängniß gehen.

Mag ihn hier die Reue mit allen ihren Qualen aufsuchen, das Bekenntniß, daß er glücklich gewesen, wird einen Balsam auf alle diese Wunden legen.

Es wird unter den niederen Klassen viel betrogen und viel gestohlen und die Richter würden lange nicht ausreichen, wenn für jedes Verbrechen, das gemeine Instincte in dieser Sphäre ausbrüten, ein Richter wäre. In der Welt der Erziehung ist meist das Weib die heimliche oder offene Triebfeder aller Vorgänge, um welche die Gerichte sich kümmern.

Die Welt der Oeffentlichkeit, der Familie, der Geschäfte, sie gehört aber dem Weibe, ist von ihr in tyrannischer Weise beherrscht und der Mann hat keinen Willen, so lange er noch der Passionen fähig. Später fehlt ihm die Energie, die Kraft, die einmal verlorene Herrschaft wieder zu erobern.

Die Dichter sprechen auch noch von einer Welt des Herzens. Dieselbe ist in Frankreich aber noch nicht entdeckt und die Geschichte von Paul und Virginie könnte etwa nur auf einer sehr entfernten Südsee-Insel passiren, wird auch von verständigen Leuten nur wie eine Kindergeschichte betrachtet.

Das Reich des Herzens ist irgend eine märchenhafte und wohlfeile Weltgegend, in der Alles umsonst gethan wird, in der es keine Möbelmagazine, keine Bijouterien und keine Jovillaines giebt. L'amour va nu pieds kann wohl in den Provinzen, vielleicht auch an den Barrieren, in den Arbeitervierteln vorkommen, so lange man noch nicht das sechszehnte Jahr erreicht hat, in welchem man überhaupt erst zu denken beginnt, auf den Boulevards aber kann Niemand baarfüßig umherlaufen.

Man kann wohl so wenig Kleidung wie möglich tragen,

wenn es die Mode gebietet, aber nie aus Dürftigkeit derselben entbehren.

In der Welt des Herzens regieren — so will man hier gehört haben — Gesetze die mit denen der realen Welt in keinerlei Einklang zu bringen sind, die mit der ganzen Organisation der menschlichen Natur im Widerspruch stehen, ja mit denen sogar die ganze Schaffung der menschlichen Gesellschaft nicht zu harmoniren im Stande ist.

Kann die göttliche Vorsehung einem Weibe Schönheit verliehen haben, um dieselbe in düstern und kalten vier Wänden zu vertrauern, anstatt sich in der Welt zu zeigen, durch sie diese Welt noch mehr zu verherrlichen? Kann man der Welt von Nutzen sein, wenn man darbt, wenn man arm ist? Sind die Hände so schön geschaffen, um sie durch harte Arbeit zu entstellen? Sind die Augen so schön, um sie durch Thränen zu zerstören? Sind die Zähne so schön, um sie durch schlechte Nahrung zu vernichten? Wozu hat der Himmel uns das Lächeln gegeben anders als um zu zeigen, daß man glücklich ist, um Andere glücklich zu machen?

Es ist ein Unsinn, arm zu sein, wenn man es nicht zu sein braucht; es ist eine durch nichts bestätigte Ansicht unerfahrener, vorurtheilsvoller Menschen, daß man arm und glücklich sein könne; es ist vielmehr erwiesen, daß man den Reichthum nicht verdient, wenn man es nicht versteht mit ihm glücklich zu sein.

Ist es ein Verdienst, arm zu sein? Nimmermehr! Jeder kann es sein; selbst der Crösus kann seinen Reichthum fortwerfen und arm sein. Ist es ein Verdienst reich zu sein? Nicht immer, denn es giebt Narren genug, die nicht das zu

benutzen verstehen, womit das Schicksal sie begnadet hat. Ist es ein Verdienst, glücklich zu sein? Ohne allen Zweifel. Nehmt alle die Hülfsmittel zusammen, innere und äußere, mit denen Euch die Natur ausgestattet, verwerthet sie zu Euren eigenen Gunsten und nur gerade so viel zu Anderer Vortheil als der eigene Euch gestattet; macht Euch an den Andern alles Das zu Nutzen, was sie haben und was Ihr selbst entbehrt, sie werden es Euch gern geben, wenn Ihr es nur zu nehmen versteht; hütet Euch vor allen zu tiefen Gefühlen, die Eure Fähigkeiten lahm legen, wie vor Fallen und Fuchseisen im Paradiese, und hat Euch der Himmel diese äußeren und inneren Fähigkeiten, die eine Bedingung des Glückes sind, nicht gegeben, so bedauert Euch, um keinen Preis aber verschmäht ihre Anwendung, wenn ihr sie besitzet.

Man kann nicht sagen, daß diese Moral in Paris in irgend einer Schule, von irgend einem Katheder gelehrt wurde, aber es ist trotzdem nicht minder wahr, daß wir diesem Lehrprincip überall begegnet.

Dieses Dogma lernt das Kind in der Werkstatt, in der dunklen Concierge-Loge; auf den Boulevards, in den Salons, in den Theatern wird es gepredigt. Es reden davon die Spiegel der Magazine, die außen am Schaufenster schon das Kind heranlocken, um ihm zu sagen, daß es hübsch sei; es reden davon die Millionen Gasflammen, die Roben und die indischen Shawles in den Magazinen, die Perlen, die Rubinen, die Diamanten der Juweliere; es redet davon der blaue Himmel und die grüne Wiese, das Bois de Boulogne erzählt davon, die großen Fontänen in Versailles rauschen nichts anderes als dieses Evangelium, und man wäre so ungelehrig es nicht verstehen zu wollen?

II.

Der Luxus. — Die Mode. — Der chemin de paradis. — Die Diamanten und die Perlen.

Das Bedürfniß nach Luxus ist unabweisbar, er ist eine national-ökonomische Nothwendigkeit geworden, denn er ernährt Millionen, die brotlos werden, sobald die Menschheit sich entschließt, in Sackleinewand einher zu gehen.

Beweiset, daß die Seide der Gesundheit schädlich, daß wir zwanzig Jahre früher sterben, wenn wir seidene Gespinnste am Leibe tragen; beweiset, daß jedes Metall, selbst das edelste, einen zerstörenden magnetischen Einfluß auf die Nerven und den Körper übe; beweiset, daß die Perlen eine giftige Ausschwitzung schädlicher Mollusken, daß die Diamanten von einem Betrüger aus Kohlen fabricirt werden und nicht mehr werth sind als jeder andere Kiesel; beweiset, daß unsre ganze Küchenkunst die raffinirteste Giftmischerei und daß Jeder, der Besseres als Brod, Rindfleisch und Brühe ißt, ein Todeskandidat sei — es wird das zwar Niemand glauben, aber gesetzt, man glaubte es, die Welt würde in die tiefste Dürftigkeit zurücksinken und der Nachbar würde seinen Nachbarn für ein Stück trockenen Brodes umbringen.

Der Luxus ist also die Grundlage unseres National-Wohlstandes.

Zuweilen kommt mir angesichts der Verschwendung und aller der kostspieligen Capricen, aus welchen die Moden der Frauen bestehen, ein wunderlicher Gedanke:

Ich sehe auf den Boulevards, in den Champs Elysées, im Bois de Boulogne die Frauen in den unglaublichsten Costümen erscheinen. Die Mode wechselt, bald Amazone, bald Indianerin, bald Orientalin, bald Burgfrau, bald sogar Jockey. Ein einziger unruhiger und wahnsinniger Traum einer en vogue stehenden Modistin veranstaltet über die ganze Welt eine neue Maskerade. Die Modenjournale tragen den Traum in colorirten Bildern über den ganzen Erdkreis, der plötzlich und zur Freude aller eitlen Frauen mit einer neuen Mode beschenkt ist.

Was gestern Sitte und Styl war, ist übermorgen schon veraltet und unschön.

Ein Seidenfabrikant raffinirt über etwas Ungewöhnlichem. Endlich faßt er eine Idee. Er wendet 20 bis 50,000 Francs daran, um einen ganz neuen Stoff zu montiren — vielleicht das wahnsinnigste Muster, das erfunden werden könnte. Aber er hat seine Verbindungen mit den tonangebenden Modisten, mit den Poeten der Mode, mit den assambleurs de pensées, mit den Redactricen der Journale der Fashion. Die Confection geht vor sich, nach wenigen Wochen hängt sie in allen Schaufenstern der Magazine.

Alle Welt geht vorbei und ruft: aber das sieht ja abscheulich aus! — Schadet nicht, in acht Tagen erscheint das Ungeheuer in den Salons und in Kurzem ist das Gesetz über

ganz Europa erlassen. Man kann gegen alle Gesetze verstoßen und ein anständiger Mensch bleiben, aber nicht gegen die Mode.

Irgend eine Fürstin der Monde oder der demi monde erscheint beim Wettrennen, im Theater, im Salon oder auf der Promenade in einem unerhörten Costüm, über das sie mit ihrer Schneiderin lange und reiflich nachgedacht. Alle Welt bewundert sie: die wöchentlichen Chroniken der Mode schreiben von dieser Erscheinung, schildern die ganze Originalität dieses Costüms — in vier Wochen ist es adoptirt, denn die Gesetze der Mode werden ganz autokratisch erlassen und bedürfen keiner Sanction.

Alle die Costüme, welche die Weltgeschichte durch alle Jahrhunderte gezeigt, sie werden wieder hervorgesucht; man trägt sich à la Maintenon und à la Cora Pearl. Heute herrscht die Mode dieser Epoche, morgen die der Anderen, von der ersten Ritterzeit bis zur Liderlichkeit der Regentschaft, in deren Epoche wir jetzt zu stecken scheinen.

Es sind immer die Frauen, denen der Luxus der Variationen ein so großes Bedürfniß ist, die in diesem Bedürfniß oft so geduldig und entsagend ihre Schönheit durch die abgeschmackteste Mode entstellen lassen.

Die Frauen acceptiren die neuen Moden überhaupt nicht so leidenschaftlich weil sie schön sind, sondern weil sie wieder neues Geld kosten, denn es sieht sehr vornehm aus, wenn man für Unnöthiges Geld ausgeben kann.

Gegenüber den unglaublichen Thorheiten der weiblichen Moden zeigt die Männerwelt in Paris die höchste Einfachheit, die sich über den schwarzen Frack hinaus keinerlei Ausschweifung

erlaubt. Der Cylinderhut bleibt Gesetz, wie unschön er auch sein mag; die dunklen oder schlichten Farben bleiben herrschend und nur die kindische Libertinage der petits crevés wagt sich gegen sie aufzulehnen.

Wie wär's, wenn auch die Männerwelt von dieser Modesucht befallen würde? Wenn die Männer plötzlich im Rittercostüm mit Helm und Federbusch, oder à la Cromwell im Lederwamms, à la Posa im kurzen Sammt-Mäntelchen erschienen?

Wer vermöchte noch die Kosten eines Ehestandes zu erschwingen, wenn die Mode der Männer sich ähnliche Ausschweifungen gestattete, wenn wir Diamant-Agraffen an den Hüten, Brüsseler Spitzen an den Aermeln, Rubinen und Perlen an der Toga, oder wie der heilige Isidor in Madrid gar Diamantknöpfe an den Pantalons trügen?

Aus Liebe oder Schonung für die Schwächen seines Weibes entsagt der Mann, die wenigsten Frauen aber entsagen aus denselben Gründen, wohl aber entsagen sie nur allzu oft um des Luxus willen dem edelsten Schmuck, den ihnen die Natur verliehen.

Es ist anzunehmen, daß Fünfsechstel der Frauen der Tugend entsagen, um zu besitzen, was andere Bevorzugtere besitzen; das andere Sechstel sündigt aus Leidenschaft oder Schwäche.

In Paris ist nichts leichter zu entbehren als die Unschuld, von der eigentlich überhaupt auffallend wenig die Rede ist. Der Umgang der beiden Geschlechter ist in der That mehr ein kameradschaftlicher und setzt durchaus keine großen Passionen voraus. Man associrt sich, wie man sich mit einem Fremden

associrt, den man ganz tractabel findet und in dessen Gesellschaft man die Zeit verbringen kann.

Jean findet die Jeanette ganz hübsch, und Jeanette findet, daß Jean ein ganz guter Junge ist. Raison genug, um sich zusammen zu thun, zusammen die Theater, die Restaurants und die Promenaden zu besuchen, wobei sich von selbst versteht, daß Jean so viel in seinen Kräften steht, sie mit Toilette beschenke, denn es liegt ja in seinem Interesse, sie so schön zu machen als eben möglich.

Sobald man sich gegenseitig ausgesprochen, sich nichts Neues mehr zu erzählen, auch keine neuen Seiten an sich zu entdecken hat, wird man sich gegenseitig langweilig und es existirt nichts, was beide hindern könnte, ein anderweitiges Freundschaftsbündniß zu schließen.

So lange war auf Seiten des Mädchens noch die Uneigennützigkeit. Seit sie aber gelernt hat, daß Andre sie schön gefunden, eröffnet sich vor ihren Augen eine gewisse Perspective, in deren Fond sich namentlich die Modemagazine und die Bijouterien bemerkbar machen.

Von da ab beginnt der eigentliche chemin de paradis, der überall hinführen kann, aber wenn sie einigermaßen vernünftig ist, nach den Gesetzen der pariser Gesellschaft durchaus keine besondre Gefahren bietet.

Es geht mit diesem chemin de paradis, wie es in neuerer Zeit mit allen Wegen geht. Man macht ihn heute bequem per Eisenbahn. Es kommt wohl vor, daß Leute auf den Eisenbahnen verunglücken, die Mehrzahl derer aber, die mit Vorsicht reisen, wird nicht aus den Schienen gerathen.

Auch die Stationen dieses Weges sind schon so bekannt,

daß sie fast eine der anderen gleichen, nur näher oder ferner vom Ziele liegen.

Früher, sogar noch vor etwa zehn Jahren, waren diese weibliche Carrieren noch mit allerlei Zufällen und Fährlichkeiten verknüpft. Es lag noch eine gewisse Leidenschaftlichkeit in der Art und Weise, mit welcher man die Carriere begann. Die Orgien, die Bacchanalien hatten noch die Poesie der Schwindsucht im Gefolge, es gab Catastrophen, Verzweiflung, Schreck, Haß, Reue, Rache, Selbstmord und sonstige gewaltsame Aufregungen; Gemüthsaffectionen, welche die dramatischen Dichter, wie Dumas fils und Andre mit Stoffen aus der Wirklichkeit versahen. Man ging mit einem gewissen Effect ins Kloster oder in die maison de santé — heute sind alle diese schönen Dinge überwunden; es ist Alles Geschäftssache geworden. Tugend und Unschuld sind keine Gegenstände mehr, um deren Willen man viel Gerede macht. Denn sie können abhanden kommen wie Portemonnaies und andre tragbare Gegenstände. Den Lebenslauf regulirt man heute wie eine Uhr, die man vor oder zurückstellt, ohne daß das innere Räderwerk, die Seele dadurch Schaden nähme. Die Schönheit wird so genau taxirt wie ein Schmuck im Pfandhause, und das Aequivalent für Alles, ist stets nur der Luxus, die Seide, der Sammet, das Gold, die Diamanten, die natürlich in kostbare Mobilien und in eine Equipage gefaßt werden müssen.

Schon aus dem Eingange hat der Leser gesehen, wohin ich mit diesen kurzen Aufzeichnungen steure.

Vielleicht wird auch dieses Bildchen, das ich von der mo-

dernen Frauenwelt entwerfe, wieder ein Wenig realistisch, aber es ist mir unmöglich, anders als nach der Natur zu malen und ich mag auch nicht zu denen gehören, die sich aus der eignen Phantasie Gebilde zusammen stellen, die in unsrer Welt nicht existiren. Mag man immerhin Zucker auf meinem Kopf schlagen, ich schildere die Welt, wie sie ist, und mögen die Moralisten sie verdammen, meine Aufgabe ist nur, sie zu treffen.

Wie oft beneide ich unsre Künstler, die auf Leinewand anstatt auf Papier zu schildern das Glück haben. Sie malen uns da ein schönes Frauenbild hin und haben sie die Natur in all' ihrer zauberischen Vollkommenheit getroffen, so ist Alles voll Bewundrung. Was immer in diesem schönen Körper vorgeht, das kümmert sie nicht.

Wenn uns einer unsrer modernen Titiane das schönste Weib der Erde nach der Natur malt, so staunt die Welt und Alle nennen ihn einen großen Künstler. Komme ich hinterdrein und erzähle der Welt nach den evidentesten Beweisen und mit der himmlischsten Wahrhaftigkeit die Lebensgeschichte dieses schönen Weibes, so sagen sie: das ist realistisch, das ist unmoralisch!

Der Künstler malt das Engelslächeln und Unsereins soll der Wahrheit gemäß erzählen, was es werth ist. Der Künstler malt die Diamanten und unsereins soll ihre Geschichte erzählen.

Redet was ihr wollt, es ist dennoch leider wahr, daß unter zehn Fällen sieben Mal der Himmel gegen den Juwelier sein Spiel verliert.

III.

Urtheil einer Pariserin über die Talente und Instincte ihrer Schwestern.

Zum zweiten Male schon schreibe ich über die Pariser Frauen in zehn Jahren.

Es ist das nicht zu viel, denn es giebt Leute, die in einem solchen Zeitraum die Verwegenheit haben, dreimal zu heirathen.

Damals kannte ich die Welt weniger als jetzt, und dennoch unterschreibe ich noch heute, was ich in meinem Buche „die Frauen des Kaiserreichs" sagte.

Es ist seitdem in der weiblichen Gesellschaft nichts verändert, als daß eine Menge neuer Creme und Puder erfunden worden sind, daß die Mode seitdem mehrmals gewechselt, das Raffinement einige hohe Grade zurückgelegt hat, und daß während dieser Jahre abermals einige Milliarden von leichtfertigen Händen zum Fenster hinausgeworfen sind.

Es giebt in der ganzen Frauenwelt kein Geschöpf, das so sehr Weib wäre wie gerade die Pariserin. In und an ihr ist Alles ausgeprägt, Alles Superlativ, was die Natur dem Weibe eigenthümlich gemacht hat.

Sie hat alle Tugenden und Vorzüge, alle Schwächen, alle

Schattenseiten und Unarten, alle Laster und Leidenschaften im ausgesprochensten Grade.

Die Sand, die Gaulis, die Girardin und andere französische Blaustrümpfe haben viel über die Pariserin geschrieben. Damals war auch sie noch zu idealisiren, heute ist dies unmöglich, weil sie in der realen Welt eine zu practische Rolle spielt. Sie will ausdrücklich nicht idealisirt sein, weil Ideale wohlfeil zu sein pflegen. Sie will nicht Ideal, sondern Idol sein.

Sie verlangt auch von der Phantasie des Mannes keinerlei Anstrengungen, weil ihn diese nur zu irrigen Schlüssen führen könnten. Sie hat deshalb auch Krinoline und Falbalas abgelegt, alle die falschen Reize, mit denen sie äußerlich die Natur corrigirt, an den Schaufenstern ausgestellt.

Die Pariserin hat alle Vorzüge und alle Schwächen des Weibes und macht aus beiden kein Hehl. »Les Parisiennes sont femmes, mais elles sont plus femmes que tous les autres femmes« lese ich in einer Abhandlung der Madame Raymond über dieses Kapitel.

Nach unsern deutschen Begriffen wären sie gar keine Frauen mehr, in sofern nach denselben die Reinheit des Herzens, die Sittsamkeit des Wandels die erste Bedingung eines Weibes ist und demselben eine Menge von Dingen verschlossen und unzugängig bleiben sollen, von welchen hier längst der Schleier hinweg gezogen ist.

Die Familienväter beklagen sich in Paris, daß sie ihre Töchter nicht mehr in die Boulevard-Theater führen dürfen, weil in denselben eine Sprache geführt, eine Schaustellung getrieben werde, die ihre Kinder zum Erröthen zwinge.

Ich habe aber junge Damen, die eben erst aus dem Kloster entlassen waren, mit solcher Unbefangenheit über alle diese Schaustellungen, über die Schönheit einer Statue, die sich Mlle. Mariani nennt, über den Bau der Königin Aïka und über die Vorzüge des Prinzen Drelindindin sprechen gehört, daß ich wohl alle die Schwierigkeiten der weiblichen Erziehung begreife, aber die Erfolglosigkeit aller dieser Bemühungen bedaure.

Dieselbe Schriftstellerin, welche ich oben nannte, fährt in ihrer Beurtheilung der Pariserin etwa fort:

„Alle Fehler, alle guten Eigenschaften ihres Geschlechts erreichen in ihr einen Paroxismus, der ihrer Organisation eigenthümlich. Ohne Zweifel begegnet man auch anderswo Frauen, die das Vermögen ihrer Familie in der tollsten Weise vergeuden, aber die Pariserin scheint in dieser Tollheit einen Grad zu erreichen, den sie in gerader Linie von der Cleopatra geerbt haben muß und vor welchem unter einem andern Breitengrade selbst die größte geistige Verirrung zurückschrecken würde. Ohne Zweifel erscheinen auch andere Frauen launenhaft, aber keine zeigt in der Ausübung ihrer Launen eine solche Ungebundenheit, welche uns beweisen könnte, daß ihr selbst die einfachsten Vernunftgründe gänzlich fremd sind. Ohne Zweifel zeigt sich auch außerhalb Paris der weibliche Egoismus, aber nirgendwo erreicht er die Proportionen, welche er in der Seele der Pariserin annimmt; ja in diesem Grade von Intensität verdiente er schon einen ganz andern Namen. In der That glaubt sich die Pariserin nicht nur weit erhaben über Alles; sie erklärt sich geradezu für eine Gottheit. Der einzige Cultus, welchen die Pariserin in der Tiefe ihrer Seele wirklich übt, ist der, in

welchem sie selbst die Rolle des Götzenbildes und des Götzendieners zugleich spielt."

Die Aeußerungen dieser Dame sind so treffend, daß ich mit ihnen fortfahre, obgleich sie meinen eignen vorauseilen.

„In der Analyse dieses Fehlers findet man auch die Erklärung der Herrschaft, welche die Pariserin im Namen der Mode übt. Der Götzendienst, welchen sie mit sich selbst treibt, hat nicht die Trockenheit des Herzens als alleinige Ursache, der Ursprung findet sich noch in einer gewissen geistigen Beschränktheit, denn man muß gestehen, die intelligenteste Pariserin wird immer einer Art von Intelligenz entbehren, nämlich derjenigen, die zur Selbstentwickelung einer Atmosphäre von Generösität bedarf. Unfähig, eine mit der ihrigen rivalisirende Superiorität anzuerkennen, glaubt die Pariserin immer nur an sich, aus Ueberzeugung, mit Eifer, ohne jemals durch den leisesten Zweifel in ihrem Glauben wankend gemacht zu werden."

„Die Pariserin bewundert sich stets, was sie auch thun möge, und acceptirt ohne Nachdenken alle die schmeichelhaften Superlative, aus welchen die französische Sprache besteht, was, wie ich nebenbei hinzufügen muß, der Pariser im Allgemeinen zu thun liebt, denn neben ihm giebt's in der ganzen Welt kein Individuum, das er nicht lächerlich fände, wenn es wagt, mit ihm irgendwie wetteifern zu wollen. Aber dieses unerschütterliche Vertrauen in sich selbst, ist es nicht das erste und wichtigste Element des Erfolges? Wäre sie intelligenter, sie würde das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, die Lüge oder die Ironie der Schmeichelei zurückzuweisen verstehen, aber

in diesem Falle würde sie eben ihre Herrschaft gefährden, die sie ja nur durch das felsenfeste Vertrauen auf und in sich selbst erhält."

Fahren wir fort in der sehr vorurtheilslosen Kritik der Madame Raymond.

„Mit diesem Vertrauen auf sich selbst, diesem Bewußtsein der Ueberlegenheit ihrer Talente, wenn sie deren besitzt, ihrer Schönheit, ihrer Grazie, ihres Geistes, selbst wenn sie denselben nicht besitzt, — mit all' Diesem wird eine Pariserin nie absolut häßlich, absolut dumm und in Folge dessen auch durch eine fremde wirkliche Schönheit, wenn diese bescheiden ist, nie zu verdunkeln sein."

„Was ihren Geist betrifft, muß man gestehen, daß eine angeborene Finesse die Lücken ihrer Intelligenz bedeckt oder dieselben wenigstens geschickt zu maskiren versteht. Die Pariserin weiß so zu sagen nichts von dem was man erlernt, aber sie weiß Alles was sich errathen läßt. Sie liest wenig, denn die modernen Romane sind ihr zu angeschwollen von dem was man Reflexionen nennt, aber sie versteht im Fluge alle die oberflächlichen und bunten Kenntnisse zu erhaschen, die man auf der Promenade an den Schaufenstern gewinnen kann, in welchen die illustrirten Journale ausgehängt werden. Läuft sie einmal Gefahr, in ihrer Unkenntniß auf der That ertappt zu werden, so weiß sie das Gespräch abzulenken oder sie bekennt ihre Schwäche mit einer unwiderstehlichen Anmuth. Uebrigens weiß sie, daß der Mangel an Unterricht gerade derjenige ist, welchen die Männer am liebsten verzeihen so lange man jung ist."

„Der Cultus, welchen die Pariserin mit sich selbst treibt

bedingt natürlich eine starke Dosis von Eitelkeit. Das Verlangen zu glänzen oder wenigstens die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ist zugleich der Zweck und der Ursprung aller ihrer Gedanken und Handlungen. Um dies zu erreichen, giebt es keine Entbehrung und sei sie noch so schwer, die sie nicht sich oder namentlich Andern auferlegte. Unglücklicherweise giebt es, da die Bedürfnisse des Luxus die Hilfsquellen durchkreuzen, über welche man gebietet, fast kein Vermögen, das die Pariserin gewisser, sehr wenig generöser Berechnungen überhöbe; ja sie kommt sehr schnell zu der festen Ansicht, daß jede Summe, die zu einem andern Zweck als zur Befriedigung ihrer Eitelkeit verausgabt wird, eine ganz unrechtmäßige Ausgabe sei.

Dies auch ist die Ursache, weßhalb so viele Pariser Familien wohl das Ueberflüssige, aber niemals das Nothwendige besitzen. Man verwendet das Genie eines Harpagon, um die unvermeidlichsten Ausgaben zu verringern, und verkümmert sich selbst und der Dienerschaft das Mittagsmahl, nur um der Sommerrobe noch eine theure Spitze hinzufügen zu können.

„Ein schönes Weib begnügt sich sonst schön zu sein; die Pariserin will schön sein und entwickelt zu diesem Zweck ein Genie, das auf angeborener oder angewöhnter Beobachtungsgabe beruht: sie zeigt äußerlich eine ungeheure Ueberlegenheit der Kunst über die Natur und wird sich immer der Herrschaft würdig zeigen, welche sie im ganzen Reiche des Geschmackes übt. Innerlich besitzt sie freilich auch das ganze Klavier von Gefühlen, aber es giebt einzelne Tasten, die selten angeschlagen werden und die in Uebung zu bringen eben Sache jedes Einzelnen ist."

So weit das Urtheil einer Pariserin über ihre Schwestern. Es ist so wahr und treffend in seinen Umrissen, daß es nur noch erforderlich, die Einzelheiten auszuführen.

Der Egoismus ist aber der Grundzug der Pariserin, der Egoismus bestimmt sie, ohne auch nur die geringsten Scrupel jetzt oder später zu empfinden, das Vermögen eines Nabob im Handumwenden zu vergeuden, nur um schön zu sein, um glänzen zu können, um ihrer Eitelkeit zu fröhnen.

Aber zu ihrer Ehre sei es hinzugefügt, sie wird deßhalb schwerlich zur Heuchlerin werden. Sie wird dem glücklichen Unglücklichen, dem sie all das Schöne verdankt, die Wangen streicheln, wird ihn mit »mon petit chat« tituliren und ihm die süßesten Worte sagen; dabei werden aber ihre Augen mehr auf dem Spiegel als auf seiner Person ruhen; nur wenn er ein Dummkopf ist, wird er ihre Freude mißverstehen und dann wird ihm Recht geschehen sein.

Sie wird, wenn sie ihm Hunderttausende in einem unbewachten Augenblick entlockt, nicht an seine Zukunft denken — aber an die ihrige auch nicht! — sie wird nur an die Magazine der Modistinnen und der Seidenhändler denken, an alle die schönen Dinge, die da noch zu kaufen sind, an das Bois, an das Wettrennen, wo sie schön, himmlisch schön sein wird.

Damit aber sind ihre Gedanken auch erschöpft. Sie kennt nur sich selbst, nur die Altäre, vor denen ihr geopfert wird, und wenig kümmern sie die Opferlämmer, die sie ihrer Eitelkeit schlachten läßt.

Fragt nach ihnen in Clichy, oder wo die Register des auf-

gehobenen Schuldgefängnisses jetzt stecken mögen, fragt nach ihnen im Bois de Boulogne, wo in der Stille der abgelegenen Gebüsche die Kugel einer leichtsinnig geopferten Existenz ein Ende gemacht; fragt nach ihnen in den africanischen Regimentern, in welche sich so mancher Sohn großer Familien gerettet, um in der heißen Sonne der Steppen zu vergessen, daß er ein Esel war.

Wenn eine Engländerin, eine Deutsche, eine Amerikanerin dumm ist, so weiß sie keine Rettung für sich, keine Maske, keine Zuflucht; wenn es eine Pariserin ist, so ist sie es niemals im gewöhnlichen Sinne, denn, wie das auch schon, ich glaube, die Girardin ausgesprochen, es giebt keine absolut dumme Pariserin.

Gelernt hat sie in den seltensten Fällen etwas. Selbst in der Pension, im Kloster ist sie als Kind schon mit Ausbildung aller der gefährlichen Instincte beschäftigt; alle ihre geistigen Fähigkeiten concentriren sich in dem Gedanken, schön sein oder werden zu müssen, in der Uebung der Toilettenkunst, in welcher ihr seltene Talente zur Seite stehen. Der Egoismus bildet sich in dem kleinen Herzen auf Kosten aller übrigen geistigen Eigenschaften aus; gelernt hat sie wenig trotz aller Lehrer und von allen den schwierigen Lehrgegenständen ist ihr aus der Geographie nur das Land Indien wegen seiner Shawls unverwischbar im Gedächtniß geblieben.

Aber bei dem ersten Schritt aus dem Kloster, aus der Pension in das Leben wird ihr nichts begegnen, was ihr fremd, unbekannt oder überraschend wäre. Die angeborenen Talente der Gefallsucht, der Eitelkeit haben ihre übrigen

geistigen Fähigkeiten weit überholt, haben die letzteren in ihrer Entwickelung erstickt und kommen hinfort auch zu keiner Ausbildung, denn Mode und Luxus nehmen sie von jetzt ab vollständig in Anspruch.

Vollständig entwickelt tritt sie in die Gesellschaft und wird in derselben höchstens noch übertroffen durch ihre eigene — Mutter.

IV.

Was man in Paris von den Frauen erzählt. — Die Scandale, die kleine Presse und die Lauscher an den Thüren. — Die „Pose". — Was eine Frau in Paris kostet. — Ein Drama.

Es ist nicht Jeder geneigt sich von einem Fremden etwas nachsagen zu lassen, denn selbst das, was selbstverständlich, notorisch, erwiesen und allgemein bekannt ist, überrascht uns aus fremdem Munde, dem wir das Recht nicht einräumen, uns gründlich und wahr zu beurtheilen.

Die französischen Schriftsteller haben schon eine ganze Bibliothek über die Pariserinnen geschrieben und werden noch zehn Bibliotheken mit diesem endlosen Stoffe füllen.

Die ganze Weltgeschichte ist auch nicht so stoffhaltig, wie die der Pariser Frauen allein. Die Familie, die Boudoirs, die Theatergarderoben, die Salons sind täglich die Schauplätze größerer oder kleinerer wichtiger Ereignisse. Eine ganze Compagnie von Pariser Schriftstellern ist täglich beschäftigt, die Fußtapfen irgend eines kleinen oder größeren Scandals zu verfolgen; sie stehen an jedem Schlüsselloch, beobachten hinter jedem Vorhang, flüstern mit jedem Concierge, jeder Kammerjungfer, jedem Lakaien einer schönen Frau und sie wissen des-

halb diejenigen Scandale, um welche sich die Gerichte bekümmern, meist viel eher als der Staatsanwalt dahinter kommt.

Es giebt in Paris eine Anzahl von Journalisten der kleinen Presse, die jedes Geheimniß jeder Schönheit kennen und denen dasselbe nicht mehr werth ist als jedes andere Geheimniß, für das sie sich die Zeile mit drei Sous bezahlen lassen. Diese Reporter sind unendlich glücklicher als die Dichter und die Romanciers, die ihren Stoff der eigenen Phantasie entlehnen. Jenen Drei-Sous-Journalisten stellt sich täglich eine ganze Galerie von pikanten und dramatischen Ereignissen zur Disposition; die Indiscretionen des Tages sind unzählbar, denn jedes Boudoir hat seinen Roman, nur wenigen gelingt es, der Oeffentlichkeit zu entgehen, sofern sie dem verwöhnten Publikum noch irgendwie ein Interesse gewähren können.

Familienereignisse, Liebesverhältnisse, Intriguen, die in Deutschland eine ganze Woche hindurch zu reden geben, sind hier kaum des Erwähnens werth, da sie täglich vorkommen, auf einem gesellschaftlichen Usus beruhen, der bei uns schon der öffentlichen Meinung als ein Verbrechen erscheinen würde.

Eine Untreue, ein Betrug zwischen Ehe- und Liebesleuten ist hier eine gangbare Münze, etwas Selbstverständliches. Es müssen sich schon besondere Umstände daran knüpfen, wenn Andere sich noch dafür interessiren sollen. Erzählt Jemanden als eine Neuigkeit, daß Madame X., die doch einen so liebenswürdigen Gatten habe, mit Herrn Y., der doch der Mann einer so reizenden Frau sei, in strafbarem Einverständniß überrascht worden sei, so wird darin Niemand etwas Außergewöhnliches finden. Erzählt ihm aber, daß Madame X. allen Verführungskünsten eines liebenswürdigen Mannes die uner-

schütterlichste Treue entgegen gesetzt, so wird das ein höchst remarquabler Fall sein, der erst einer eclatanten Bestätigung bedarf, um geglaubt zu werden.

Man schließt in der Gesellschaft von Paris gewöhnlich ein Ehebündniß nicht, um einander treu zu bleiben, man schließt den Kontrakt vor dem Maire, wie man jeden andern Kontrakt schließt; man spricht das Ja vor dem Altar aus, wie man zu irgend einem Rendezvous zu kommen verspricht, und nicht selten steht bei diesem feierlichen Act im Hintergrunde der Kirche ein mehr oder minder jugendliches Weib, das den jungen Gatten vor wenigen Tagen erst gegen eine Abfindungssumme von so und so viel Tausend-Francs-Billets aus seinen Armen entlassen hat.

Sie ist weit entfernt, ihm deshalb zu grollen, denn sie findet es ebenso natürlich, daß er sich zu situiren suche, wie er es natürlich gefunden hat, daß sie nach, oder gar schon vor ihrer beiderseitigen Trennung anderweitige, ähnliche Contracte geschlossen. Beide bleiben deshalb dieselben guten Freunde.

Wozu denn auch die Vorurtheile! In Paris ist Alles Geschäftssache. Das Herz ist ein Muskel, nichts weiter; Sympathien sind ein Unkraut, das nicht aufkommen darf. Ein Werther ist in Paris eine lächerliche Figur, die in keinen Rahmen paßt und die sich selbst auf dem Nipptisch mit den chinesischen und japanesischen Porzellan-Figuren nicht vertragen würde. Im besten Falle vergönnt man dem Herzen zuweilen ein kleines Refraichissement, eine kleine Erfrischung; man erlaubt sich dann und wann, oder auch mit einem gewissen System ein kleines Sentiment, wozu sich immer eine Gelegenheit findet, aber ohne jede Sentimentalität, ohne alle Ostentation.

Die Liebe, so weit man sie hier versteht, ist auch für das Herz nur eine Toiletten-Affaire; man gewährt ihm einen Verehrer wie man dem Körper eine neue Robe, einen Cachemire oder ein Geschmeide gewährt.

Einer der französischen Schriftsteller, wenn ich nicht irre, Léon Gozlan, sagte:

„Seit das Weib ein Luxusgegenstand geworden, ist man genöthigt, seine Kasse erst zu befragen, ehe man sich diese Ausgabe gestattet."

Dieser Ausspruch hat auf die Ehe eigentlich keinen Bezug. Man heirathet in Paris nicht, um eine schöne Frau zu haben, um dem Herzen oder der Eitelkeit zu genügen, sondern nur um seine Verhältnisse zu bessern. Die Männer gestatten sich den Luxus einer Frau ohne den kirchlichen Segen, ohne den Kontrakt vor der Mairie.

Die Meisten vergessen aber bei diesem Luxus, wie bei jedem andern, Gozlans weisen Spruch zu berücksichtigen. Sie nehmen diese Frau gewissermaßen auf Kredit, leichtsinnig wie sie ist, kümmert sie sich wenig um die Vermögensverhältnisse ihres Freundes; sie kennt nur ihren ausschweifenden Hang für Roben, Brillanten, Equipagen und Theaterlogen. Ob seine Mittel ausreichen ihr all dies zu gewähren, das macht ihr wenig Kummer und er seinerseits ist stets eitel genug, um ihren Passionen zu fröhnen.

Die „Pose" verlangt es, daß er reich genug scheine, um ihren Luxus zu bestreiten. Sein Vermögen wandert in die Magazine, in die Bijouterien, in die Theaterkassen, und aus einem gut rangirten jungen Lebemann wird schnell ein Schuldenmacher.

Die Sache dauert so lange, als es eben die Verhältnisse gestatten. Das Zusammenleben, die Bande der Freundschaft, welche dasselbe geknüpft, sind keineswegs so stark, um das Zusammenbrechen eines Anfangs passablen, vielleicht auch bedeutenden Vermögens zu überdauern. Die Freundschaft währt nur so lange die äußeren Mittel reichen. Gleich darauf ging er nach Clichy, ließ sich in ein afrikanisches Regiment enrolliren, oder begnügte sich mit tiefem und langem Nachdenken über die Vergänglichkeit irdischer Freuden.

Sie ihrerseits kümmert sich wenig um sein ferneres Schicksal, denn sie ist ja wieder vollauf beschäftigt, seinen Nachfolger zu ruiniren und während sie den ersten nur in Schulden gestürzt, diesen Andern zu verzweifelten Mitteln zu drängen, die ihn vielleicht öffentlich brandmarken.

Wie soll ihr auch ein Name heilig sein, den sie doch niemals besitzen wird.

Wie sagte doch jene Lorette, als sie ihrem Geliebten gegenüber sitzend, ihn den Kopf in die Hand stützen und vor sich hinstarren sah?

„Edmond, ich an Deiner Stelle würde keinen Augenblick den Verlust meines ganzen Vermögens betrauern, mit dem Gedanken, so geliebt worden zu sein, wie ich Dich liebte!"

Was ist auch ein Vermögen von Hunderttausenden für ein Weib, nach dessen Ueberzeugung das Geld überhaupt nur da ist, um mit vollen Händen auf die Straße geworfen zu werden!

Und in dieser Ueberzeugung begegnen sich mit wenigen Ausnahmen alle Pariser Frauen. Die Kasse des angetrauten Gatten ist nicht heiliger als die des Freundes. Vis-à-vis einem

Modemagazin, einem Magazin ostindischer Shawles, angesichts eines Bijouterie-Ladens giebt es nichts Heiliges und der Ruin ist meist nur eine Frage der Zeit. Wie wenig Gewissenhaftigkeit gehört also für den Mann dazu, sich verantwortlich zu machen für das Wohl von Kindern, deren Vermögen die Mutter selbst in die Luxus-Magazine trägt!

Er ist hart, dieser Ausspruch, aber er ist wahr.

Ich las irgendwo in einem Pariser Journal:

Man heirathet nicht mehr, das ist eine unbestreitbare Thatsache. Niemand ist heute noch reich genug, um sich eine Frau zu gestatten, der er seinen Namen gäbe.

Nur die arbeitenden Klassen, die sich für das tägliche Brod quälen, gehen noch zur Mairie, um einen Ehekontrakt zu schließen. Aber diese Ehen geschehen nur um der Küche, um der Ausbesserung der Hemden willen; man heirathet in diesen Kreisen, wenn man nicht die Mittel hat, eine Köchin oder Wirthschafterin zu bezahlen. Es ist das also eine Sache der Oeconomie.

Was aber soll aus den Liebhabern werden bei diesem Mangel an verheiratheten Frauen?

Diese Liebhaber bilden nämlich eine besondere Categorie, eine Corporation, wie ich hinzufügen muß, von Leuten, die auf eine wohlfeile Weise den Hof machen wollen, was der Mann natürlich mit seinem ganzen Lebensglück bezahlen würde, wenn er die Sache nicht kaltblütig nähme und inzwischen selbst einer Andern den Hof machte, ja auch wohl, wenn er noch die Mittel dazu übrig behält, in einem festen, auf besonderen Stipulationen beruhenden Freundschaftsverhältniß stände.

Er hat ja ebenso wenig geheirathet, um treu zu sein, wie

sie, um ihrem Gatten eine unverbrüchliche Tugend zu bewahren. Man arrangirt sich beiderseitig.

In der That, heißt es in diesem Artikel weiter, der keineswegs übertrieben ist und seine dramatische Abwickelung hat, wie man sehen wird; — in der That kostet eine Frau von Fleisch und Blut heute schon wahnsinnige Preise; denn wer kann noch alle diese Stoffe und Metalle bezahlen, die ihr unentbehrlich sind. Man begegnet im Bois de Boulogne Feencostümen, nackten Beinen und blauen Haaren.

Des Nachts findet man neugeborene Kinder am Fuße einsamer Mauern und auf den Schwellen der Hausthüren. Es ist noch ein Glück, wenn sie am Leben sind.

Noch nie haben die Frauen so viel Tollheiten mit den Kleiderstoffen getrieben wie seit der Zeit, wo sie nichts mehr anziehen. Sie bedecken sich mit lauter Transparenten.

Sie kennen keine andere Musik als die, nach der man tanzen kann, keine andere Poesie als die, welche sie auf den Bonbons lesen, keine andere Malerei als die, mit welcher sie sich das Gesicht verschönern und verjüngen.

Aus diesen und tausend andern Gründen giebt es keine heirathslustigen Männer mehr. Die letzte der verheiratheten Frauen (man braucht das nicht wörtlich zu nehmen) erhielt aber vor Kurzem eine herbe Lehre.

Man höre.

Madame de X. hat sich mit neunzehn Jahren vermählt und zählt jetzt drei und zwanzig.

Ein patentirter Verführer Monsieur de Saint Y. beschloß die Eroberung dieses verlassenen Wesens, denn eine Frau, die keinen Liebhaber hat, wird als ein solches betrachtet.

Madame de X. kämpfte lange; sie kämpfte sogar in allem Ernst. Endlich sah sie sich überredet, überwältigt.

„Ich will Ihnen glauben," sagte sie zu dem Verführer, indem sie ihm fieberhaft die Hand drückte. „Aber ich werde niemals feig genug sein, meinen Gatten zu betrügen. Reisen wir fort von hier! Noch diese Nacht können wir Havre erreichen. Gehen wir nach Amerika . . . Dort, unter einem fremden Himmel, unter einer anderen Sonne werde ich Sie ohne Gewissensqualen lieben können!"

Das paßte sehr wenig in die Absichten des Verführers. So hatte er sich sein Glück nicht vorgestellt, aber er hatte auch nicht die Courage, gegen eine so mühselige und gefahrvolle Ueberfahrt von zwölf Tagen zu protestiren.

Monsieur de Saint Y. machte also gute Miene zum bösen Spiel und packte seinen Koffer.

Der Abendzug führte Beide nach Havre, die junge Frau bleich und zitternd, Herr v. Saint Y. zwischen den Zähnen murmelnd: ein verwünschter Streich!

Der Dampfer sollte am nächsten Morgen von Havre nach Amerika abgehen, und lag im Hafen bereit.

Je näher der Moment heranrückte, der sie vom Vaterlande entfernen sollte, desto entschlossener erschien die junge Frau.

Der Verführer hingegen war mißgestimmt, unruhig und stammelte nur unverständliche Worte.

Am Morgen verließen Beide das Hôtel, die Bagage war an Bord, der Rauchfang des Dampfers schickte dicke Qualmwolken in die Luft.

Herr v. Saint Y. warf mit zerstreuter Miene unruhige Blicke umher; er schien Jemanden zu suchen.

Plötzlich erheiterte sich sein Antlitz wieder. Er entdeckte den Gemahl in der Gruppe, welche der Einschiffung zuschaute.

Auch Frau v. Saint X. gewahrte ihn plötzlich.

„Mein Gatte!" rief sie erbleichend.

Der Gatte stand da, unbeweglich wie eine Bildsäule.

Die Glocke des Dampfers gab jetzt das letzte Signal zur Abfahrt.

„Mein Gatte!" wiederholte das schuldige Weib.

Mechanisch näherte sie sich ihm.

Dieser blickte sie mit furchtbarer Kälte an und reichte ihr einen Brief.

„Sie reisen mit einem Schurken," sagte er gelassen. „Er hatte nicht den Muth, mit Ihnen zu fliehen! Dieser anonyme Brief, der mir Ihre Abreise verrieth, er ist von ihm!"

Mit leichenblassem Antlitz las sie den Brief. Der Verführer war verschwunden . . .

Und welch eine Existenz führt heute dies arme Weib, das wohl untreu, aber nicht gefallen war, das den Ocean zwischen ihrer Schuld und ihrem Gatten sehen wollte?

Der letztere macht ihr keinen Vorwurf; kein Wort über ihre mißlungene Flucht ist über seine Lippen gekommen. Aber sie liebt ihren Gatten jetzt, liebt ihn mit jener ungeheuren, Alles ausschließenden Liebe, die keinem andern Gefühle in der Brust Raum läßt.

Und er — er liebt sie nicht, sie weiß es. Er wird sie niemals wieder lieben, und das wird ihr Tod sein.

Es ist ein ganzes Drama in langen und thränenschweren Acten, das uns Aurelian Scholl, einer der pikantesten Geister

Frankreichs, mit wenigen Federstrichen hingeworfen. Ein nicht geradezu schuldiges, aber dennoch schuldbeladenes Weib, die Seelengröße ihres Gatten bewundernd, ihn liebend, weil er sie zwang, ihn zu achten, an seine Seite gekettet, mit dem Bewußtsein, von ihm verachtet zu werden.

Was gäbe sie darum, wenn nur ein einziger Vorwurf über seine Lippen käme! Er schweigt und verachtet, sie liebt und duldet für ihre Schuld.

V.

Das Genre Bénoiton. — Der Ruf eines Fürsten. — Die femme du monde. — Die Liderlichkeit der höheren Gesellschaft. — Was ist eine femme du monde? — Madame zu Hause, im Salon und im Bade.

Vor ganz Kurzem erst ward in Paris einer der skandalösesten Prozesse ausgefochten, der zum Nachtheil eines Verläumders entschieden ward.

Es ist eigenthümlich, daß die Pariser Gerichte den Ruf der Frauen viel sorgfältiger zu schützen bemüht sind als — die Frauen selbst.

Man hat auch in Deutschland das Bühnenstück „die Familie Bénoiton" kennen gelernt, aber man hat sich bei uns keine Ahnung von der gesellschaftlichen Bedeutung dieses Stückes gemacht.

Sardou geißelte mit diesem Stück nicht nur das pariser Familienleben, die Frivolität und Gewissenlosigkeit der Erziehung, die Tollheit der Mode, sondern namentlich auch die Sucht der Frauen, in dem indecentesten und verschrobensten Costum ihre innerliche Gehaltlosigkeit, ihre Eitelkeit à jour zu legen.

Weit entfernt, sich beschämt zu fühlen, ward das Wort Bénoiton ein Begriff, die Bénoitonnerie eine gesellschaftliche Kaste. Man stürmte das Theater, um sich selbst an den Pranger gestellt zu sehen. Die Frivolität des Costums, der Sitten, der Erziehung, des Familienlebens bezeichnete man von da ab mit dem Namen Bénoiton und von den Weibern suchte die Eine noch immer mehr Bénoiton zu sein, als die Andere.

Eine »femme chic« mußte Bénoiton sein; es war das einmal die Parole.

Unter femme chic versteht aber der Pariser überhaupt ein Weib das äußerlich ohne Tadel, d. h. den Ansprüchen der verrücktesten Tagesmode möglichst noch um einige Pferdelängen voraus ist.

Die Categorie Bénoiton war die herrschende. Man sah sie überall, im Bois, auf dem Turf, in Dieppe und Trouville, in den Landhäusern der Noblesse, auf den Boulevards und selbst bei Bullier in den sogenannten closeries de Lilas hörte ich einmal eine Cocotte gewöhnlichen Schlages zu ihrer Freundin sagen, als sie an einer eleganteren Collegin vorübergingen:

„Die spricht nicht mit uns! Das ist eine femme chic!"

Das Genre Bénoiton dominirte die Gesellschaft einige Jahre hindurch; es schien aber, als sei dasselbe noch lange nicht die Höhe der Geschmacksverirrung. Die Phantasie der „haute Bicherie", im Zusammenwirken mit der einiger Modistinnen von hoher Inspiration ließ nach und nach das System Bénoiton hinter sich; die Jupes wurden immer kürzer, immer enger, so daß sie endlich einem umgekehrten Regenschirm ähnlich. Die Corsage ward immer kürzer.

Die Damen der Monde und der Demi-monde wetteiferten mit einander. Es war kein Unterschied mehr.

Ganz Paris kennt eine Dame der höchsten Stände. Ein Fremder, der sie nicht kennt, würde sie verwechseln mit der ersten, eleganten Cocotte. Sie ist aber deshalb nicht minder eine Fürstin und obgleich sie auf der Promenade in kurzen, engen Kleidern erscheint, die Transparente liebt, bei jedem Wettrennen sein muß, im Bois de Boulogne die auffallendste Toilette zeigt, den Zeitungen und den Schwätzern zu reden giebt — will sie doch eine tugendhafte Frau sein.

Ihr Gatte behauptete dies vor Gericht, nicht eigentlich sie selbst, die zu diesem Ehrgeiz vielleicht nicht den Muth hatte.

Die Zeitung, mit welcher er um die Tugend seiner Gattin einen Prozeß führte, hatte die Ansicht ausgesprochen, die Corruption, die Prostitution in den höheren Ständen seien das sicherste Denkmal der staatlichen Verkommenheit.

Dieselbe Zeitung, der Courrier francais, die als ein demokratisches Journal allerdings durchaus keine Autorität in Modesachen, griff mit seiner schwieligen Hand etwas derb in den Modeladen und zerknitterte ungeschickt den ganzen süßen Kram.

Als ich seinen Artikel las, erinnerte ich mich unwillkürlich eines Morgens, wo ich in einem Hôtel im Fenster lag. Vor mir auf dem Marktplatz war Topfmarkt; eine Menge feiner, zerbrechlicher Porzellansachen war auf dem Platze am Boden ausgestellt.

Am Rande dieser Ausstellung hielt ein kleines Gefährt, vor dem ein Esel stand, den man abgesträngt hatte. Der Esel langweilte sich und begann eine Promenade zwischen all den

zarten Porzellansachen. Es gab ein allgemeines Geschrei, als man ihn mit maliziösem Behagen da umher treten sah.

Ich erzähle dies ausdrücklich sanc comparaison. Mir fiel das Gleichniß nur ein, als ich dieses Journal so derb in den Modeflitter hinein greifen sah.

Aus diesem Blatte erfuhr man also, daß Paris noch ein höheres Genre besitze. Es erzählte nämlich von dem Genre Metternich.

Man weiß, daß ein Jahr lang die Nuance Bismarck Mode war; früher hieß die Farbe „Hanneton", Maikäfer; zu Ehren des preußischen Ministers ward sie in allerlei Nuancirungen Bismarck getauft.

Der Couleur Bismarck folgte das Vert Metternich, das Metternich-Grün. Aber damit war nicht das Genre bezeichnet.

Ich habe keineswegs Lust, mich von dem Fürsten Metternich ebenfalls vor das Zuchtpolizeigericht laden zu lassen; meine Absicht ist deutlich genug: ich schreibe hier Charakteristik der Zeit und dieser Prozeß gehört der Geschichte des Tages an.

Der Courrier français also erzählte uns, es existire eine Categorie Metternich, die noch über Bénoiton gehe.

Als er die Klageschrift des Fürsten erhielt, erklärte er öffentlich: es sei gar nicht seine Absicht gewesen, die Fürstin zu verleumden, die gewiß eine höchst achtbare Dame sei. Aber es existire in Paris eine Madame de Metternich, von der alle Welt rede. Es sei also eine Pflicht des Fürsten, in Erfahrung zu bringen, was das nur für eine Dame sein könne, mit deren Namen man Alles bezeichne, was als »type le plus élevé« einer Cocotte betrachtet werde. Es

sei sehr wichtig, die richtige zu finden, dieselbe nämlich, die sich im Café anglais (das allnächtlich von Biches und Viveurs besucht wird), auf dem Opernball und in dem Café chantant, dem Alcazar, in der Loge der Patti des Bierseidels, der berüchtigten Thérésa „encanaillisire" (Verzeihung für das Wort, ich kann es nicht auf Deutsch wiedergeben); die ferner in den lebenden Bildern, die in den höchsten Kreisen während der letzten Saison gestellt wurden, eine so — gelungene Stellung, auf den Bällen der Prinzessin X. und auf denen der Herzogin Y. ein so schönes Bein gezeigt und sich endlich durch den Ausspruch unsterblich gemacht habe:

„Quand je suis á Paris, je me crois au Cabaret."

Es ist das nur ein Beispiel, von mir angeführt, um die Thatsache zu bestätigen, daß die öffentliche Meinung von den Damen der „Monde" oft viel stärker herausgefordert wird als von der Demi-monde.

Freilich werden sie darin nur allzu sehr ermuthigt durch die Pariser „Chroniquen", jene Referate der hiesigen Schriftsteller, die von jeder Robe, jedem Brillanten erzählen, welche Madame St. Y. oder Z. in dieser oder jener Soirée getragen. Sie sind in den Augen dieser Herren stets plein de grace, de beauté, de desinvolture, de charme oder wie alle diese Flatterien heißen. Daneben aber vergessen diese Chronikanten in Glacéehandschuhen niemals, dieselben Damen zu „blaguiren", sobald aus ihrem Salon oder aus ihrem Boudoir irgend ein Zipfelchen des Scandals heraus schaut.

Diese „dévergondage", diese Liderlichkeit der aristocratischen Gesellschaft hat eben nur einen andern Duft als die des Quartier Breda. Wir sehen aber, daß Beide ihre Berührungs-

punkte haben. Dieselbe Dame, die auf ihren Ruf so eifersüchtig ist, konnte nicht ruhig schlafen bis sie der Rigolboche das Geheimniß abgelernt, die Fußspitzen in der Quadrille bis über die Schulter zu heben; sie beneidete Thérésa, als diese ihr „rien n'est sacré pour un sapeur“ oder die „femme á barbe“ sang, zog die Malibran des Bierschoppens in den Hof, besuchte sie in ihrer Garderobe im Café chantant und sang ihren sapeur mit einer Bravour, deren nur das Talent fähig.

Diese Categorie zieht sich durch alle aristocratischen Kreise. Wenige Wochen, ehe der obige Prozeß in den Zeitungen Sensation machte, rief ein anderer Scandal zwei Duelle hervor. Man schlug sich um die Maitresse eines Obersten, bei der sein eigner Lieutenant Prinz M. glücklich war. Die Indiscretion eines Dritten, der einen Brief nicht geheim hielt, bewirkte den Scandal. Man schlug sich kreuzweise und der Oberst erhielt einen Stich in den Arm.

Dieser Oberst hat ein besondres Glück verwundet zu werden, ohne weiteren Schaden zu nehmen. Er ward auch in Mexiko schon verwundet und nach diesem letzten Duell kehrte er zu seinem Regiment zurück, zu welchem er seinen Lieutenant vergeblich zurück zu rufen bemüht war, um damit ihm und seiner eignen Maitresse die Freude zu verderben.

In naher Beziehung mit diesen Personen steht u. A. auch eine Dame, deren Name fast ebenso bekannt als die der oben genannten. Man erzählt von ihr die seltsamsten Dinge, will sogar von nächtlichen Orgien in einem Local der champs élysées wissen. Indeß die „Blague“ ist groß und man giebt ihr leider zu viel Nahrung.

Eine Dame der höheren Kreise kann Familien-Mutter sein, vor Allem aber ist sie femme du Monde.

In ihren Costümen tragen Monde und Demi-monde keine Unterscheidungszeichen; in ihrem öffentlichen Erscheinen, in ihrem Wesen auch nicht. Wo also sind die Merkmale?

Die Frauen besitzen ein hervorragendes Nachahmungstalent. Es kann geschehen und geschieht auch alle Tage, daß ein junges Geschöpf von sechszehn oder achtzehn Jahren der Knechtschaft ihres Dienstes als Bonne überdrüssig wird und Carriere zu machen beschließt.

Sie ist aus der niedrigsten Klasse der Bevölkerung hervorgegangen, kennt das Lesen und Schreiben nur dem Namen nach. Wenige Monate genügen, um aus ihr eine Fürstin zu machen, wenn sie das Glück hat, kostbare Roben, eine Equipage und ein vornehmes Mobiliar zu finden. So lange sie nicht den Mund öffnet, wird sie in ihrem Erscheinen dem ältesten Wappenschild Ehre machen und in ihrem Geschmack, in ihrer Tournüre vielleicht die glänzensten Schönheiten der Faubourg St. Germain übertreffen.

Steckt einen Hausknecht in einen schwarzen Frack, er wird bis an sein Ende ein Hausknecht bleiben.

Das ist das Nachahmungstalent der Frauen, das äußerlich jede Grenze verwischt.

Auffallend ist, das in den Pariser Moden die femme honnête meist der Cocotte nachahmt. Die Frivolität des Costums, des Schrittes hat so viel Verlockendes für die erstere; zudem gilt es ja, den Biches Concurrenz in der Gunst der Männer zu machen.

Kein Wunder, wenn bei dieser äußeren Gleichheit die Männerwelt den Biches den Vorzug giebt, der Leichtsinn ist immer kurzweiliger als die Tugend, zumal wenn sie nur Schein ist.

Der Original-Stempel hat immer den Vorzug vor dem falschen.

Bis vor Kurzem bezeichnete man in der pariser Sprache eine verheirathete Frau der Gesellschaft mit femme honnête." Man ist davon zurückgekommen; man sagt jetzt „femme du Monde" und die Meisten legen auch hierauf viel größeren Werth, weil sie einen Ehrgeiz darin finden, zur „Monde" zu gehören, während die honnêteté ein antiquirter Begriff ist.

Wenn es noch einen Unterschied giebt zwischen Monde und Demi-monde, so liegt er darin, daß die Damen der Monde von Anderen geachtet werden, während die der Demi-monde auf ihre eigne Achtung angewiesen sind. Es ist aber auch dies nur als paradox zu betrachten, denn man achtet in Paris Alles, was sich durch den äußeren Schein Achtung zu erwerben versteht.

Im Bois und beim Wettrennen widmet man jeder Biche, die „sich selbst achtet", (nach dem Pariser Ausdruck) denselben Respect wie jeder Andren. Beide, die femme du Monde und die vornehme Cocotte fahren mit gleich eleganten Equipagen vor das Modemagazin, um ihre Einkäufe zu machen und lassen hier mit derselben Anmaßung einen ganzen Rayon unterst zu oberst kehren.

Im Theater sitzen sie Loge an Loge und heute sitzt in derselben Loge vielleicht die Gattin, morgen die Freundin. Auf

der Promenade fährt die Eine so gut wie die Andere mit gepuderten Lakaien.

In der Kirche rauscht die Eine wie die Andere mit dem Gebetbuch herein und wer weiß, wer von Beiden am meisten Vergebung vom Himmel zu erflehen hat.

Trotzdem sind die femme honnêtes ängstlich besorgt, selbst von dem lieben Gott nicht verwechselt zu werden, der doch mehr auf das Herz als auf das Kleid sieht.

Vor Kurzem hatte eine elegante Cocotte eine Contremarque zu den zwanzig reservirten Plätzen einer Kirche erhalten, auf welchen die Damen der „Monde" ihre Andacht zu verrichten pflegten.

Großes Entsetzen, als die Cocotte erschien. Vom nächsten Tage ab waren die reservirten Plätze verschwunden.

Als man die Cocotte fragte, warum sie nicht mehr in die Kirche gehe, antwortete sie:

„Ich kann nicht! Ich habe Trauer!"

Kirche, Theater, Concert, es ist Ihnen alles dasselbe.

Im Zuschauerraum der Deputirtenkammer sitzen Beide neben einander, nicht um der Politik willen, sondern um sich zu zeigen. Im Zuschauerraum der Assisen fehlt die femme du Monde ganz bestimmt nicht, wenn es sich um die Verurtheilung eines großen Verbrechens handelt, und die ärgsten scandalösesten Details zum Vorschein kommen. Vor den Assisen stand im Frühjahr eine der schlauesten Kupplerinnen, Madame Frigart, angeklagt, eine der bekanntesten und schönsten Loretten, Sydonie de Mertens vergiftet zu haben. Diese Verhandlungen wurden von den Frauen bestürmt. Die glänzendsten Namen Frankreichs und des Auslandes wurden in

diesem Prozeß compromittirt, das Album der schönen Sydonie mit den Photographien der interessantesten Männer ward öffentlich durchblättert und die zartesten Sinnsprüche unter denselben wurden der Oeffentlichkeit preisgegeben. Nie hatte man ein interessanteres Album kennen gelernt als das der armen Sydonie.

Die Arena, in welchen abendlich die Ringkämpfe nackter Riesen stattfinden, hat immer eine Anzahl weiblicher Zuschauer. Ich sah vornehme Damen an der Seite eines Kavaliers in den kleinen Logen erscheinen. Sie hatten freilich so viel „Achtung" noch vor sich, daß sie das Gesicht mit dem Fächer zu maskiren suchten, in der anderen Hand aber hatten sie ganz bestimmt das Opernglas.

Die einzige, unbestrittene Domaine der femme du Monde ist der Salon und auf diesen ist ihr ganzes Denken gerichtet. Es ist möglich, daß sie ihr eigenes Kind in der Pension vergißt, unmöglich aber, daß sie ihre Toilette versäumt, die den ganzen Tag ausschließlich in Anspruch nimmt.

Jene Bonne, die sich bei einer Dame präsentirt, um in ihre Dienste zu treten, glaubte sich nicht besser empfehlen zu können, als wenn sie versicherte, daß sie nur eine Viertelstunde gebrauche, um Madame zu frisiren.

„Aber mein Gott, was soll ich denn mit der übrigen Zeit anfangen?" fragte Madame.

„Während der übrigen Zeit werde ich Madame defrisiren!"

Es ist unerläßlich, daß der Gatte einer solchen Frau viel Geld verdiene oder ein ungeheures Vermögen besitze oder aber ebenso viel Schulden mache, um eine Rechnung wie folgende zu bezahlen, die durchaus nicht Exorbitantes enthält:

Doit Madame de St.	
Un cachemire de l'Inde	5000 Fr.
Dix robes de soie	5000 „
un voile d'Angleterre	3000 „
Diverses fournitures	17,000 „
Total	30,000 Fr.

Von all den übrigen ähnlichen Bedürfnissen ist in dieser Rechnung natürlich nicht die Rede.

Eine Loge im Theater ist unerläßlich; namentlich aber der Besuch einer „Premiére", der ersten Vorstellung eines neuen Stückes. Es geschieht nicht selten, daß der Preis einer Loge an einem solchen Abend auf 500 Francs steigt, aber das ist keine Entschuldigung. Endlich ist es erforderlich, wöchentlich mindestens ein oder zweimal das théâtre italien zu besuchen, wo Alles in Toilette erscheint. Madame sitzt hier so decolletirt wie möglich in der Loge.

Ein Salon in der Sphäre der „Monde" zeigt uns eine Versammlung von nackten Brüsten und Armen. Die Gattin zeigt der ganzen Welt, was höchstens ihr Gemahl sehen dürfte; aber es geschieht ja nicht für ihn, wie es denn überhaupt noch immer nicht entschieden ist, ob ein schönes Weib um ihres Gatten, ihres Geliebten oder um der Anderen willen Toilette macht.

Man ist immer geneigt, das Letztere zu glauben, und irrt sich in den seltensten Fällen.

Die femme du Monde findet hier Befriedigung in der Unterhaltung, im Tanze mit den „petits crevés", jenen auf dem Bratofen der Liderlichkeit gedörrten, marklosen jungen Männern, denen schon im zwanzigsten Jahre das Haar auf

dem Scheitel fehlt, die sich vom Tanz, aus den Armen der femme du Monde in die der elendesten Cocotte werfen und den Rest der Nacht im Café anglais mit dieser verschwelgen.

Gewöhnlich sind es diese entnervten jungen Männer, welche in den Augen der Damen alle die Vorzüge genießen, die der Gatte in den ihrigen verloren oder nie besessen hat. Sie sind auch im Boudoir die Glücklichen, während der Gemahl nur die Rechnungen zu bezahlen hat.

Bei Callarius und bei Laborde, in den Tanzlokalen des eleganten Breda, herrscht ganz dieselbe Toilette. Wieder kein Unterschied. Es wäre hier kaum eine Nuance herauszufinden, wäre nicht die Quadrille etwas leidenschaftlicher. Man sieht hier junge Millionäre, junge Aristocraten vom reinsten Blut mit derselben Frenasie den Cancan tanzen, wie ihn der junge Ouvrier, der „Voyou" auf den Bällen der Barrieren tanzt. Alte Wüstlinge, gekrümmte weißbärtige Türken sitzen wohl als Zuschauer da, während die Jugend nach dem Tanz in die heimlichen kleinen Cabinets eilt, um sich Arm in Arm durch Champagner zu fühlen.

Heiße Lippen, glühender Athem, kalter Champagner. Alice oder Amande zünden sich vielleicht lachend die kleine Cigarette mit einem Tausend-Francs-Billet an.

Vielleicht kam es aus dem Portefeuille eines Gatten, dessen Gemahlin den jungen Sous-Lieutenant der Voltigeurs bei sich empfängt, während der Gemahl bei Leborde sich von Denisens runden und wollüstigen Armen umschlingen läßt.

Etretât, Trouville und Dieppe oder andre Bäder sind in jedem Sommer Madames Zufluchtsorte. Die Gesundheit oder der gute Ton verlangen es.

Der Gatte ist durch seine Geschäfte oder durch seine Amts-pflichten in Paris zurückgehalten. Er ist Boursier, Agent de change oder ein höherer Employé und muß bleiben.

Er bleibt auch gern, denn ihn stört jetzt nichts in seinem Umgang mit der schönen Manon.

Inzwischen sieht man in Trouville oder Dieppe die femme du Monde in den kokettsten Costumen. Nirgendwo ist es schwerer, sie von der Cocotte zu unterscheiden.

Die Jupes sind kurz und eng, damit das schöne Bein sich vortheilhaft präsentire, die Corsage so kurz und herausfordernd wie möglich. Nichts geht über die Verführungskunst, welche in das Badecostum gelegt ist, in welchem Madame den schönen Körper jeden Morgen den Wellen anvertraut — freilich immer so, daß sie bemerkt und in ihren Formen bewundert wird, denn wozu wäre sonst das Badecostum.

Tagtäglich Promenaden, begleitet von einem jungen Kavalier, der jeden Morgen ein reizendes Bouquet sendet und jeden Abend . . .

Tagtäglich Unterhaltung, natürlich in Gesellschaft desselben Kavaliers oder eines Anderen.

So verfließt allen Damen die Woche.

Am Sonnabend spät führt die Eisenbahn durch Extrazüge Alle die glücklichen Gatten von Paris nach den Bädern, auf deren Ankunft man so schmerzlich gewartet, die man die ganze, lange Woche hindurch so schmerzlich vermißt hat.

Eine wohlthätige Einrichtung, die Eisenbahnen! In wenigen Stunden bringen sie Ehemänner von Paris nach Dieppe, Trouville u. s. w.

Schon am Sonnabend — Abends also verschwinden alle die koketten, kurzen Röckchen; die Jupes werden sittsam verlängert, das Badecostum wird unverfänglicher gemacht, vielleicht ein anderes, solideres hervorgeholt. Der liebenswürdige Kavalier hat bis zum Montag seinen Congé bekommen und auch das schöne Bouquet erscheint nicht am Sonntag Morgen.

Der Sonntag gehört ganz dem Gatten, der sich die Woche hindurch in Paris mit Geschäften und Soiréen gequält. Am Montag ist er wieder in Paris bei seinen Geschäften und bei Madame ist wieder der — Kavalier.

Nur die Biches, die Cocotten wechseln nichts in ihrem Costum, und darin liegt wiederum der ganze Unterschied.

Es giebt allerdings in Paris auch die femme pot-au-feu, die Hausfrau, aber sie ist nur Ausnahme, und fragt sie nur, sie möchte ganz gewiß auch lieber femme du Monde sein.

Monde ist in Paris ein Inbegriff von Freuden, von Noblesse und Vornehmheit, von dem schon das Kind in der Wiege träumt.

Was wir Anderen W e l t nennen ist dem Pariser ein Haufen von fremdartigen Ländern und Völkern, die ihm sehr gleichgültig sind, des Parisers Monde geht vom Boulevard bis ins Bois, im Sommer allenfalls bis nach Baden-Baden. Darüber hinaus giebt es für ihn keine Welt mehr.

Homme du monde ist in Paris Jeder, der einen guten Schneider hat und eine Maitresse bezahlen kann.

VI.

Der Weiberkrieg. — Das genre canaille und seine Triumphe. — Die Wunder der Emaille. — Sarah Felix. — Wie sie Cocotte werden. — Die Salons der Cocotterie.

Es besteht ein fortwährender Krieg zwischen den Frauen der beiden Kasten in Paris, zwischen der femme du monde und der Cocotte.

Der Gegenstand dieses Kampfes ist keineswegs die gesellschaftliche Mehr- oder Minderberechtigung, in die keine von beiden ihren Ehrgeiz setzt. Es ist das Portefeuille des Mannes, um das sie streiten.

Die Familienmutter ist, wie ich sagte, vor Allem femme du monde und braucht als solche Toiletten, wie sie die vorangeschickte Note specificirt.

Die Cocotte ihrerseits (der Ausdruck Lorette ist aus der Mode gekommen und den gegenwärtigen erkläre ich unten) lebt verhältnißmäßig weniger von den unverheiratheten als von den verheiratheten Männern, und die legitimen Rechte, welche also die Ehefrau auf die Finanzen ihres Gatten hat, werden durch das Quartier Breda stark beeinträchtigt.

Die Ehefrauen sehen sich daher genöthigt, auch in dem Toiletten-Aufwand mit den Cocotten in Concurrenz zu treten, die Einen sagen: um sich die Liebe ihrer Gatten zu bewahren, um ebenso schön zu erscheinen wie die Priesterinnen des freien Cultus; die Anderen verschweigen ebenfalls den wahren Grund: um ihren Geliebten ebenso schön zu erscheinen wie diejenigen, welche die Untreue zu ihren Gegnern gemacht und weder in die Hände der Kirche noch in die der Mairie ein Gelübde ablegen.

Beide streben also nach einem Ziel, und so ist die Verwischung äußerer Unterschiede eine nothwendige Consequenz.

Beide kämpfen mit offenem Visir und ehrlichen Waffen gegen einander; sie kämpfen aber immer über der Leiche des Mannes.

Im Bois de Boulogne kutschirt die elegante Cocotte, mit eigenen Händen die Rosse leitend, den Lakaien hinter sich, an der Equipage vorüber, in welcher neben seiner Gattin derselbe Mann sitzt, der den Wagen, die Rosse und die Lakaien bezahlt.

Auf der andern Seite der Avenue reitet derselbe junge Cavalier, der dieser selben jungen Gattin die Langeweile verkürzt, wenn der Gatte in dem Boudoir dieser selben Cocotte tändelt.

Wie viel die Menage, der Hausstand kostet, ist oft nicht zu berechnen; wie viel aber muß er kosten, wenn diese Cocotte bei aller Einschränkung dreißig tausend Francs des Jahres verzehrt, nicht gerechnet die Equipage und die kostbaren Möbel, die Brillanten, die Roben, die Theaterlogen, die Reitpferde und die Summen, welche sie am Roulette in Baden verspielt.

Es giebt in Paris Cocotten, die drei Equipagen und zwölf Reitpferde im Stalle haben. Miß *, Leonide **, Cora *** und hundert andere verzehren des Jahres die Apanage dreier Fürstinnen. Sie haben eine Hofhaltung wie eine Prinzessin, welche mit vereinten Kräften vier Herzöge, fünf agents de change und ein Dutzend Banquiersöhne bestreiten.

Sie sind nicht einmal mehr schön, aber sie haben ein „Chic", der auf den Pariser Viveur einen unwiderstehlichen Zauber übt.

Eine der unbegreiflichsten Verirrungen des Geschmacks, hervorgegangen aus dem Ueberdruß der Raffinerie und einer sinnlichen Uebersättigung, hat in Paris das „genre canaille" erfunden und zum Regime gemacht. Man encanaillisirte sich, d. h. man fand Geschmack an einem burschikosen Wesen der Weiber, das aller feinen Sitte, aller Erziehung, aller Grazie Hohn sprach und auf der elendesten Bierbank zu Hause ein würde.

Rigolboche, Thérésa, Luzanne Lagier u. A. sind die Evangelisten dieses Genre und haben es zu hohen Ehren gebracht. Der Hof bewunderte sie, die Cavaliere lagen ihnen zu Füßen und priesen sich glücklich mit Canaille zu sein.

Warum? Es erinnert das an den kleinen Sohn eines Fürsten, der am Fenster des Schlosses stand und einer Anzahl Gassenjungen zuschaute, die sich im Schmutze katzbalgten.

Der Vater war sehr gnädig gestimmt und fragte den Knaben, was er am liebsten möge.

„Ach, Papa, ich möchte mich a u ch gern in dem schönen Schmutz da unten herumwälzen!"

In Geschmacksachen ist mit Niemand zu rechten. Ich selbst habe oft den Lazzarone beneidet, der am Largo del Palazzo in

Neapel seinen Kopf auf die Kirchenstufen legt und sich im Schlaf den Strohhut von seinem Esel vom Kopfe fressen läßt.

„Ces dames du monde et du demi-monde“ beziehen nicht nur ihre Roben, sondern auch ihre Schönheit aus derselben Quelle.

Im Frühjahr ward ganz Paris intriguirt durch große gelbe Affichen, die an allen Mauern erschienen.

„Mademoiselle Rachel arrivera à Paris.“ Weiter stand nichts darauf.

Wer, um Gotteswillen, war Mademoiselle Rachel? Die Tragödin ist lange todt. Wer konnte Rachel sein?

Wenige Monate darauf stand an denselben Mauern mit denselben großen Buchstaben gedruckt: „Mademoiselle Rachel est arrivée à Paris.“

Endlich kurz darauf kündigte Mademoiselle Rachel Conferenzen an- sur la beauté et la jeunesse.“ Sie wohnte sehr geheimnißvoll in der Rue Choiseul; an ihrer Thür stand: la jeunesse et la beauté, ebenso mystisch. Jeder sagte sich, es müsse der Quell der Jugend und Schönheit hinter diesen Glasthüren sprudeln.

Die Zeitungen brachten Reclamen für Mlle. Rachel, die Emailleuse.

Ihre Schwelle war jedem Männerfuß streng untersagt; ein Eunuche oder ein weiblicher Drache vertheidigten dieselbe. Nur die Frauen hatten Zutritt zu dem Allerheiligsten.

Eine Zutrittskarte für 25 Francs gestattete den Männern, ihre Gattinnen im Vorzimmer abzuholen.

Die Sache war sehr räthselhaft, aber es lag nicht in der Absicht der Mlle. Rachel, ein Geheimniß zu bleiben.

Sie verkündete sich als Emailleuse, deren Kunst selbst den vom Alter und von Sorgen entstellten Gesichtern die ursprüngliche Jugend und Schönheit wieder zu verleihen im Stande sei.

Allen Ehemännern sträubten sich die Haare bei dem Gedanken, daß ihre Frau auf die Idee kommen könne, noch einmal wieder jung werden zu wollen, noch einmal sie, die armen Gatten, alle die Qualen der Eifersucht und andrer Schmerzen wieder durchleben zu lassen, welche mit einer schönen, jungen Frau in das Haus einziehen.

Für wen konnten sie wieder jung und schön sein wollen? Für die Gatten? Schwerlich!

Mancher Ehemann stellte sich Abends an der Ecke der Rue Choiseul auf die Lauer um seine Gattin abzufangen, andere überließen sich verzagt dem Schicksal.

Aber mit der Nachricht von der Wunderthätigkeit der Emailleuse verbreitete sich auch eine andere beunruhigende Kunde, die freilich den Männern einige Hoffnung zurückgab.

Mlle. Rachel emaillirt die Gesichtszüge, an denen alle Creme und Essenz vergeblich ihre Wirkung versucht. Mlle. Rachel überzieht das Antlitz mit einer Emaille, welche alle Runzeln und Falten glättet, alle Flecken bedeckt, ein Engelsgesicht an Frische und Anmuth verleiht, Schwanennacken zaubert, Brust und Arme mit dem Schmelz jener ersten Jugend bedeckt, da das Herz noch Illusionen hatte.

Das thut Mlle. Rachel! Aber jede Medaille hat ihre Rückseite. Das Antlitz, einmal emaillirt, ist keines wechselnden Ausdrucks mehr fähig.

Ein Weib, das sich ein lächelndes Antlitz hat emailliren lassen, muß immer lächeln, immerfort. Sie lächelt, wenn sie Migräne und wenn sie Zahnschmerzen hat; sie lächelt, wenn ihr Kind im Sterben, sie lächelt, wenn sie selbst auf dem Todtenbette liegt. Sie muß lächeln, immerfort lächeln!

Und wiederum die Andere, die sich ein schmachtendes, schwermuthsvolles Antlitz hat emailliren lassen, sie ist traurig, immer traurig. Sie ist schwermüthig und melancholisch, wenn sie das große Loos gewonnen; sie ist traurig, wenn sie die höchste Wonne, die höchste Seligkeit empfindet; sie ist traurig, die Unglückliche, wenn ihr das Herz vor Freude springt, immer traurig.

Verhängnißvolle Emailleuse!

Aber es giebt ja ein Mittelding, ein neutrales Gesicht. Die Jugend braucht ja nicht immer zu lächeln; es ist sogar gegen alle Gewohnheit der Pariserin, öffentlich zu lächeln. Es muß schon ein sehr gesunkenes Geschöpf sein, das auf der Promenade mit einem Manne kokettirt. Man erfand die Jugend mit dem passiven Ausdruck des Medusengesichts, die Statue. Eine Pariserin ist gegen Passionen gefeit, sie kennt keine Gemüthsbewegungen und braucht keinen Ausdruck dafür.

Abertausende laufen umher mit dem emaillirten oder wenigstens von der Palette gemalten Gesicht. Monde und Demi-Monde tünchen das Antlitz mit den zartesten Farben, bedecken es mit einem Thau von Poudre, koloriren die Lippen, umrahmen das Auge. Abertausende tragen die kleine Büchse mit der Lippenschminke in der Tasche bei sich, denn man braucht die Lippen zu so mancherlei, was die Farbe verwischt.

Das Haar hat zwanzig verschiedene Nüancen. Man kauft

die blonde Flüssigkeit, die das reinste Gold herstellt, und ist auch das künstliche Mittel verloren gegangen, womit die germanischen Weiber, nach der Meinung der Pariser Parfümeure, ihr goldiges Haar erzeugt, man war um andere Mittel nicht verlegen.

Sarah Felix, die Schwester der Tragödin, selbst früher Mitglied des théâtre français, that für das Haar, was Mlle. Rachel für das Antlitz that; sie verkündete die ewige Jugend desselben durch ihr eau des fées.

In Paris wird Niemand alt, am wenigsten haben es diejenigen nöthig, die aus der Jugend ein Geschäft machen. Man stirbt, wenn man es nicht länger aushalten kann, aber ohne Spuren äußerer Gewalt von Seiten der Zeit.

Ein kokettes Weib würde sich im Grabe umdrehen, wenn sie erführe, daß die Zeitungen in ihrem Necrologe verrathen, sie sei vierzig Jahre alt gewesen.

Jener Pariser Banquier rieth seiner Gattin am Roulette-Tisch in Baden, einige Goldstücke auf die Zahl ihres Alters zu setzen. Die Nummer gewann das mehr als Dreißigfache.

„Du hast gewonnen!“ rief er freudig. „Nummer 36 ist gekommen!“

„Nein, ich habe verloren!“ antwortete sie leise. Ich habe ja auf Nummer 27 gesetzt, auf das Alter, das ich mir gebe!“

Wenn sie öffentlich auf die wahre Zahl ihrer Jahre hätte setzen sollen, mit der Garantie zehntausend Francs zu gewinnen, es ist die Frage, ob sie nicht dennoch auf die falsche gesetzt haben würde.

Während der letzten Jahre hat die Pariser Gesellschaft auch

den letzten Funken von Gemüthsleben in und an sich erstickt. Die Epoche des zweiten Kaiserreichs wird in jeder Beziehung als die der Decadence von den Geschichtsschreibern bezeichnet werden, aus der auch die zeitgenössischen Schriftsteller kein Hehl machen.

In der Familie ein loser Zusammenhang ohne jene natürliche Sympathien, welche sonst die engste Blutsverwandtschaft dem Gefühle auferlegt. Nur die Form hält die Familie zusammen und namentlich die pecuniären Beziehungen bilden den Kitt.

In der Gesellschaft eine Frivolität der Sitten, welche selbst den faux nez, die Maske längst verschmäht.

In den Wissenschaften eine erstaunliche Gleichgültigkeit gegen alles ernste Streben.

Was Madame Raymond von der Pariserin sagt, gilt auch von dem Pariser. Er fühlt keinerlei Beschämung, wenn er auf der größten Ignoranz ertappt wird. Er wird sich über die bekanntesten Gegenstände erzählen lassen, sie recht interessant, sogar amüsant finden; wird kein Hehl daraus machen, daß ihm das lauter böhmische Wälder seien, innerlich wird er es aber sehr lächerlich finden, daß man ihm zumuthe für solche Dinge Interesse zu hegen, oder sich gar um ihretwillen den Kopf zu zerbrechen. Jules Janin u. A. schmücken ihre Artikel sehr gern und in schwülstiger Weise mit classischen Citaten, die dem Pariser aber nur als ein sehr originelles panaché erscheinen. Meilhac und Halevy, die beiden Leib-Librettisten Offenbachs, wissen dem Pariser die Classicität viel interessanter zu schildern.

Das théâtre français nennt sich das erste Theater der Welt, weiß aber weder von Shakespeare, Schiller oder Göthe.

Von Shakespeare hatte es einmal vor vierzehn Jahren ein Drama aufgeführt. Ein junger Componist suchte sich den Hamlet heraus und machte eine elende Musik dazu. Um seinetwillen wurde der Hamlet an einem Boulevard-Theater aufgeführt, die Rolle des Hamlet von einem häßlichen Weibe, Mlle. Judith (früher am théâtre français) gespielt, die den berühmten Monolog wie ein Geburtstags-Gedicht vortrug. Der Hamlet wurde verspöttelt, ausgelacht, nicht nur vom Publikum, sondern auch von einem Theil der Presse. Ein Theater-Schriftsteller, dem ich sagte, daß Hamlet und Shakespeares Dramen überhaupt auf unserer deutschen Bühne das Repertoir beherrschten, lachte mich an und meinte: für Paris sei das nichts. Das sei nicht „rigolo".

Mit Rigolo bezeichnet man nämlich was recht comme il faut ist, was der Wiener mit „fesch" bezeichnet.

Diesen Hamlet hatte Alexander Dumas erst in einer strafbaren Weise verballhornisirt. Aber es war ihm nicht gelungen, ihn „rigolo" zu machen.

Wie konnte man ihn auch an eine Bühne bringen, auf der nicht einmal mehr ein Unterrock geduldet wird, Alles à jour, Alles Tricot sein muß!

Woher soll der innere Gehalt, der Ernst einer Nation kommen, die jedes ernste Streben verspottet.

Es ist unzweifelhaft, daß die Männer den sittlichen Ruin des weiblichen Geschlechts verschulden. Die Frauen werden immer das sein, was die Männer aus ihnen machen, werden immer so sein, wie diese sie haben wollen.

Es ist freilich unter hundert Fällen achtzig Mal einem Manne nicht möglich, ein von Natur leichtsinniges Weib zur

Vernunft zu bringen, aber wie unsere bürgerlichen Verhältnisse einmal sind, wird es ihm ebenso oft gelingen, ein von Natur gutes Geschöpf dem Verderben in die Arme zu führen.

Ein Mädchen der unteren Klassen, auf seiner Hände Arbeit angewiesen und ohne elterliche Stütze, wird vielleicht fünf und zwanzig bis dreißig Francs monatlich verdienen können, wenn sie fleißig ist. Sie deckt damit in Paris kaum den dritten Theil ihrer Bedürfnisse bei der blutigsten Einschränkung.

Lernt sie einen jungen Mann kennen, der ihr gefällt, so wird sie gern seinen Schutz annehmen; die Nothwendigkeit zwingt sie, auch seine Unterstützung nicht zurückzuweisen.

Sie vertraut ihm und sieht sehr bald, vielleicht zu spät ein, daß sie einem Lumpen ihr Vertrauen geschenkt, der sie eines schönen Tages im tiefsten Elend sitzen läßt.

Vielleicht wird sie noch einmal gern vertrauen, weil sie muß. Sie hat wieder mit einem Lumpen zu thun gehabt.

Brütend sitzt sie zu Hause. Ihre Wirthin verlangt von ihr für jede Woche 6—8 Francs Vorausbezahlung für die Miethe. „La marchande de sommeil", die Schlafverkäuferin, die ihr das kalte Bettchen für monatlich 25 Francs vermiethet, sich aber bei der wöchentlichen Vorauszahlung ein Aufgeld zahlen läßt, sie ist unerbittlich. Die Arme hat nicht einmal ein paar Sous übrig, um sich Kartoffeln oder Kastanien zu kaufen, die ihren Hunger täuschen können; der Winter ist ebenso unerbittlich und malt ihr beängstigende weiße Figuren an das Dachfenster.

Sie kennt einige Passagen, die geheizt werden. Sie eilt auf die Straße; sie steht umher in den erwärmten Passagen; sie sieht die Pasteten, die Poulets, die Filets an den Fenstern der

Restaurants und der Rotisseurs. O, wer so glücklich wäre, sich einmal satt essen zu können! Und trotzdem muß sie arbeiten! Der Lohn wird ihr nur alle vierzehn Tage ausgezahlt, und bis zu dem Abend, wo sie wieder ihre 12 oder 15 armselige Francs erhält, ist noch mehr als eine ganze, lange Woche, während welche sie ohne einen Sou hungern, frieren, mit einem Worte — leben soll.

Vielleicht ist sie hübsch; jedenfalls ist sie jung. Es findet sich Einer, der ihr ein Diner, ein Souper anbietet. Ach, und sie hat ja Hunger! Und zu Hause ist's so kalt! Die leichte Decke auf dem feuchten Stroh sie wärmt nicht, mag das Blut auch noch so jugendwarm in den Gliedern fließen. Sie hat Hunger! —

Wie gern fände sie einen anständigen jungen Menschen, dem sie noch einmal Vertrauen schenkte! Wie gern möchte sie arbeiten, den ganzen Tag fleißig sein, wenn sie nur nach der Arbeit ihr Mahl zu finden wüßte. Wie gern würde sie ihm dankbar sein mit der ganzen doch schon so arg betrogenen Seele!

Aber was sie fand, war eben nur ein Mahl und ein warmes Zimmer für die Nacht. Am nächsten Morgen steht sie wieder auf der Straße. Sie geht zur Arbeit. Aber sie hat ein Goldstück in der Tasche! Sie kann dann die rückständige Miethe bezahlen und behält vielleicht noch einige Münze übrig.

Die Straße ist's, die immer wieder retten muß, und jetzt ist's zu spät, noch einen anständigen Menschen zu finden. Die Gefallenen haben immer das Vertrauen verloren und wie sollten sie noch hoffen können, daß ein Andrer ihnen vertraue.

Auch die Arbeiter-Viertel haben ihre Dandys. Der Voyou, der Rodeur des Barrières ist dasselbe, was der petit crevé, der Viveur auf den Boulevards ist.

Mit fünfzehn Jahren hängt sich ein Kind vertrauensvoll an den Arm, den ein hübscher junger Taugenichts aus dem Ouvrier-Stande ihr bietet. Der Bursche weiß sie zu ködern und es gefällt ihr. Er führt sie in's Leben ein, führt sie auf den Barrieren-Ball, wo sie nur mit ihm tanzt bis er sie — laufen läßt.

Sie geht mit ihren Freundinnen auf den Barrieren-Ball, um sich zu zerstreuen. Sie sieht ihn mit einer Andren; sie tanzt aber auch mit Andren. Auch sie macht dieselbe Erfahrung bis sie auf die Straße geht. Auf der voie publique findet man immer ein Zehn- oder Zwanzig-Franken-Stück, das aus der Noth rettet und desto sicherer ins Elend führt.

Die Barrieren-Bälle Elysée Montmartre, Chateau Rouge, Reine blanche sind immer die Schauplätze der ersten Debuts. Hier tobt sie in der Quadrille, hier vergißt sie in den wildesten Tänzen ihre Verzweiflung, hier lernt sie das schöne Bein in die Höhe werfen, die Fußspitze unter die Nase ihres Tänzers schleudern. Hier begeht sie die ersten Tollheiten und lernt ihr Talent als „Cancaneuse" kennen.

Von da geht sie zum Bal Pilado, zu Bullier in die Closerien, zur Salle Valentino oder zum Casino. Das ist schon „rigolo" und hier heißt es „chien" entwickeln.

Chien oder gar chienchien ist nämlich die höchste Potenz weiblicher, capriziöser Tollheit; mit chienchien erreicht man den Meisterstuhl im genre canaille.

Nach diesen Stadien sieht man sie bei Mabille!

Bei Mabille hat sie entweder das Glück, einen reichen Anbeter zu finden, der sie in kostbare Möbeln setzt und sie in einer Equipage durch das Bois rouliren läßt, oder sie treibt es so lange, bis cold-creme und Poudre de Riz, alle Schwärze für die Augenbrauen und Wimpern, alle Rouge für die Lippen und alle die übrigen Kunststücke nicht mehr fruchten wollen.

Vielleicht gelingt es ihr durch Hülfe eines Courmachers die Caution aufzubringen, um die Stelle einer „Duvreuse", einer Schließerin in einem kleinen Theater zu finden, oder in einem Bureau de Tabac unterzukommen, oder eine „Vestiaire", eine Garderobe zu pachten, um mit allen Ehren zu sterben. Vielleicht auch nicht und dann wird sie reif, d. h. alt wie die Mispeln auf dem Stroh.

Diese Carriere ist einfach, sie wird von Abertausenden täglich zurückgelegt. Die Kaffeehäuser auf den Boulevards sind die Hauptstationen dieser Laufbahn: Sie und das Parket der öffentlichen Bälle sind fast immer die Ausgangspunkte aller Ereignisse im Leben der Cocotte und von hier aus geht auch der Weg nach der großen, stets von Tausenden bevölkerten Erziehungsanstalt für Weiber, nach St. Lazare.

London, New-York, Berlin besitzen eine Prostitution von abschreckend gemeiner Physiognomie. Das Griechen-Viertel Galatha in Constantinopel zeigt uns wie tief ein Weib sinken kann und die Porta Cacuana in Neapel ist ein polizeilich bewachtes Gehege von Furien, das man schutzlos nicht betreten kann, ohne zerrissen zu werden.

Paris kennt das nicht. Wohl hat es auch seine Stätten an und vor den Barrieren, wo die tiefste Entsittlichung und

materielles Elend in erschreckender Gestalt auftreten, aber selbst den Ausgestoßenen wohnt immer noch ein angeborner Instinct für Geschmack und äußeren Anstand inne, den die Natur in keiner Sphäre verleugnet. Wie tief sie sinken mögen, sie lieben immer die reine Wäsche. Dahingegen ist ihr eins eigenthümlich, was wir bei den Frauen südlicher Klimate gewöhnlich finden, ein rauheres Organ, als wir es im Norden gewohnt sind, und ist diese Stimme durch Ausschweifung, durch spirituöse Getränke noch verdorben, so klingt sie wie das Geräusch einer Säge oder einer groben Saite.

Es giebt an den Boulevards Kaffeehäuser, die gewissermaßen die Feldwache der niederen Cocotterie sind. Von Mittag bis nach Mitternacht sieht man diese Locale der Boulevards Montmartre und des Italiens mit mehr oder minder jugendlichen Geschöpfen bevölkert, die hier zu Hause sind. Sie dürfen hier ohne männliche Begleitung erscheinen, was ihnen in den besseren Cafés untersagt ist.

Mit der Selbstständigkeit, welche die Gewohnheit der Unabhängigkeit gewährt, treten sie in das Kaffeehaus und begehren ihren „Bock", ihren Absynth oder ihren Curacao. Unbefangen zünden sie ihre Cigarette oder Panatella an, die sie irgendwo erobert und der Garçon beeilt sich, ihnen die kleine Holzbank unter die Füße zu setzen, mit der die Bedienung jeder Dame entgegenkommt.

Zwischen der Cocotte und dem Garçon des Kaffeehauses existirt stets eine freundschaftliche Beziehung. Der Garçon nimmt Bestellungen für sie an, reicht ihr den Absynth auf Credit, wenn sie nicht bei Kasse ist, was täglich vorkommen kann, und weiß, daß er ein gutes Douceur erhält, sobald

einmal die Fluth wieder eintritt. Der Garçon kennt sie alle bei Namen, knüpft mit ihnen so oft es seine Zeit erlaubt, ein verbindliches Gespräch an und titulirt sie Madame, während sie ihn Emil oder mon cher nennt.

Selbst zwischen den Fiakern und diesen Damen existirt ein Verständniß, das auf langer Tradition beruht. Der Fiaker versteht jeden ihrer Winke und zeigt ihnen eine Willigkeit und Folgsamkeit, deren sich der „Bourgeois" nicht gewärtig sein darf.

Die Ungebundenheit des öffentlichen Lebens macht es Niemandem zur Pflicht, aus Rücksicht für seinen Ruf die unmittelbare Nähe dieser Damen im Kaffeehause zu fliehen. Im Gegentheil, der Gaudin und der Beamte, der Offizier und der Geschäftsmann sitzen neben ihnen, spielen ihr Domino und scheuen auch eine Unterhaltung nicht, wenn sie den Rauch ihrer Cigarre vor sich hinbläst, ihrem Spiel mit Sachverständniß zuschaut und dabei nicht versäumt, ihrem vis-à-vis ein untadelhaftes Bein zu zeigen, über das die kurze Jupe nicht hinabreichen will.

In den oberen Räumen des Kaffeehauses führt sie auch die Queue beim Billardspiel und sucht in der Carambolage oft ihren Meister.

Während des Carnevals sind alle Kaffeehäuser, alle Restaurants die Nacht hindurch die Domäne der Cocotte. In der Nähe der großen Oper gehören ihr alle Salons, alle Cabinets, sie tanzt in trunkener Laune in den strammen seidenen Höschen als Debardeur auf allen Tischen und singt mit ihrer heiseren Stimme anakreontische Lieder.

Oft ist sie hübsch; Taille, Bein und Fuß sind immer schön;

die Schweißtropfen, welche sie im Tanze vergossen, haben vielleicht die Schminke auf ihren Wangen schon stark durch einander getrieben, aber sie ist lustig und übermüthig, keine Sorge beugt ihren Humor.

Aber die Stimme, diese im Absynth, im „petit verre“ ersoffene Stimme mit ihren heiseren „couacs“, dieser Bänkelsänger-Sopran, erinnern selbst in der wildesten Orgie an den Klang der Kasserollen, der zerbrochenen Kochtöpfe, denen sie entflohen, um von dem zu leben, was ihr Gott Hazard in den Schooß wirft.

Die Cocotte (so genannt nach den kleinen Hähnchen, die man sich in der Schule aus Papier verfertigt) ist immer bon garçon; ihr Umgang ist dem „Boulevardier“, dem Pariser, der auf den Boulevards zu leben und zu flaniren gewohnt, unentbehrlich. In den genannten Kaffeehäusern gehört sie zur Clientèle, zur Kundschaft und an Winterabenden gleichen dieselben kleinen Salons. Die aufgefärbten Gesichter erscheinen im Gaslicht dem Vorübergehenden ganz passabel und für den Fremden sind sie eine Lockspeise.

Im Café de Bade und in den Kaffeehäusern an der Passage Jouffroy sind sie vollkommen heimisch. Nebenan, das Café de Madrid ist das literarische Kaffeehaus, in welchem der Fremde gern die Celebritäten der Journalistik sucht; die Damen aber, die hier verkehren, braucht er nicht für die George Sand, die Olympe Audouard oder die Gräfin Dash zu halten. Gegenüber das Café de Suede ist der Sammelplatz der Schriftsteller und Künstler, denen hier stets eine Anzahl von kleinen Cocotten die Honneurs macht. Um die Absynth-Stunde, d. h. von fünf bis sechs Uhr sucht so manche von

ihnen hier ihren Freund, um sich von ihm zu Tische führen zu lassen, oder von ihm ein Billet für irgend ein Theater in Empfang zu nehmen.

Ob sie dadurch literarischen Sinn profitiren, lasse ich dahin gestellt. Oft lesen und kaufen sie den „Figaro", noch öfter das „Petit Journal", falls sich ihnen die Wissenschaft des Lesens erschlossen hat.

VII.

Die haute aristocratie und die haute cocotterie. — Graf de Guerry de Maubreuil. — Comtesse Chalis und Monsieur de Camors. — Die Cocotte und ihre sociale Stellung. — Das neue Militairgesetz.

Die haute aristocratie und die haute cocotterie sind zwei sociale Gewalten im Staate, die letztere aber ist gewaltiger als die erstere. Es giebt indeß Momente, in welchen Beide sich zu einem Compromiß verstehen.

„Etre une femme honnête, je le veux bien, mais d'en avoir l'air . . . .“ Das sind Worte, die ein französischer Bühnendichter einer Dame in den Mund legte und diese sprach sie mit einem Tone der vollkommensten Ueberzeugung.

Ich habe von dem Prozeß Metternich gesprochen, habe von der schönen Sydonie de Mertens erzählt. In dem Augenblick, wo ich dies schreibe, spielt in Paris der scandalöseste Prozeß, herbeigeführt durch die Ehe eines der glänzendsten Namen der alten französischen Aristocratie mit einer der falschen Comtessen von Breda.

Urmond Graf de Guerry de Maubreuil, Marquis d'Orvault, vermählte sich in einem Alter von achtzig und einigen Jahren mit einer Kutschertochter, die unter dem nom de guerre „Ma-

dame de la Bruyère" als Courtisane ein Vermögen von anderthalb Millionen zusammenscharrte und dem alten Aristocraten ihre Hand reichte.

Graf Guerry hatte eine bedeutsame Rolle unter dem ersten Kaiserreich gespielt, machte als Capitain der Chevauxlegers des Königs von Westphalen den Krieg in Spanien mit, vergeudete sein Vermögen, warf einen tödtlichen Haß auf Napoleon, als ein Machtwort desselben ihn um die Revenuen einer großartigen Exploitation brachte, durch welche man Spanien aussaugen wollte, zog mit den Alliirten in Paris ein, sein Croix d'Honneur an dem Schweif seines Pferdes im Koth schleppend. Er war es, der auf dem Vendomeplatz den Strick um den Hals der Napoleonsstatue schlang; er war es, der sich zum Werkzeug in einer dunklen Affaire hergab, als deren Urheber man Talleyrand beschuldigte — zur Ermordung Napoleons.

Die Sache ist dunkel geblieben, bestätigt aber ist, daß Graf Guerry, Marquis de Maubreuil, die Wagen der Ex-Königin von Westphalen überfiel, ihre Reisekoffer und ihre Diamanten stahl und einen Theil derselben in seine Tasche steckte.

Graf Guerry, von Talleyrand desavouirt, wurde vor Gericht gestellt und zu fünfjährigem Gefängniß verurtheilt. Seine Rache bestand darin, daß er später Talleyrand öffentlich eine furchtbare Maulschelle gab.

Graf Guerry verscholl darnach und tauchte jetzt erst wieder auf, als Greis, aber als Gatte einer der berüchtigsten Courtisanen, an die er, auf eine elende kleine Rente beschränkt, seinen Namen verkauft.

Die Sache hatte sich gemacht, wie sich dergleichen zu machen

pflegt — durch Kuppelei. Der Graf, gänzlich verarmt, war nach langem Abenteuern in England, Deutschland und Amerika nach Paris zurückgekehrt, war inzwischen achtzig Jahr alt geworden und suchte ein sorgenloses Obdach, um seine Memoiren zu schreiben.

Anfangs hatte er die Idee, seinen illüstren Namen an einen reichen, jungen Mann durch Adoption zu verkaufen. Die ihm vorgeschlagene Verheirathung mit einer hübschen und reichen, jungen Frau sagte ihm indeß mehr zu. Er heirathete und ließ sich von ihr mißhandeln, bis die Eltern der jungen Frau ihrer Tochter einen Prozeß und einen Scandal zusammenrührten, indem sie beim Gerichte eine Alimentation erlangten.

Es kam ein ganzer Berg schmutziger Wäsche zum Vorschein. In den Gerichtsverhandlungen stellte sich heraus, daß die junge Frau noch eine Anzahl von vornehmen Herrn unterzeichneter und unbezahlt gebliebener Wechsel besaß. Der Graf ordnete als Gatte die Vermögensangelegenheiten seiner Frau und klagte selbst gegen diese Wechselaussteller, die das Vergnügen einer flüchtigen, auf Bällen oder sonst wo mit der jetzigen Marquise geschlossenen Bekanntschaft leichtsinniger Weise mit Wechseln bis zu 30,000 Francs bezahlt und mit der Marquise auch die Einlösung der Wechsel vergessen hatten.

Welche Erhabenheit über jegliche Vorurtheile! Der Graf Guerry cassirt die Forderungen seiner Gattin ein. Forderungen aus einer Zeit, da diese noch eine Gräfin von Breda unter dem Namen Madame de la Bruyère war.

Indeß, der Graf behauptet, er habe sich niemals um den Ursprung des Vermögens seiner Gattin gekümmert. Das Interessanteste ist, daß der arme Graf, der heirathete um des

Wohllebens Willen, der seit seiner Vermählung eine der glänzendsten Etagen bewohnte, Lakaien und Equipagen besaß — daß dieser Graf während des Prozesses auf dem Lande, in Asnières, in einer ärmlichen, kaum möblirten Wohnung lebte, um sich vor den Beleidigungen seines Weibes zu schützen.

Ganz Paris las diesen scandalösen Prozeß wie eines jener Vorkommnisse die assez drôle, jedoch weiter von keiner Bedeutung sind. Der Graf aber scheint in seinen Augen vollständig gerechtfertigt; er wiederholt stets, er habe eine ruhige Stätte finden müssen, um „seine Memoiren zu schreiben.“

Dieser Prozeß spielte um dieselbe Zeit, in welcher Ernst Feydeau's Roman „la comtesse Chalis“ erschien. Feydeau griff seine Helden aus der höchsten Gesellschaft heraus. Jedermann erkannte in ihnen den Herzog von G. C. und die Gräfin C.

Die Comtesse Chalis, ein schönes, kokettes Weib, vermählt an einen Gatten, der um seiner Gesundheit willen fern von ihr in Malaga, Sicilien und Egypten lebte, während sie, frivol, zerstreuungssüchtig, eine Rente von 400,000 Francs verzehrend, den Ehebruch zu ihrer Unterhaltung macht, im Umgange mit dem ebenfalls maßlos reichen, aber albernen, häßlichen, kaum einige zwanzig Jahre alten Fürsten, Titian Cyo heißt er hier, Vergnügen findet, sich ganz in die Hände dieses Burschen, des Modells eines petit crevé, giebt, sich von ihm sogar mißhandeln, schlagen läßt und endlich durch seine Vermittelung in die intimste Freundschaft mit einer der bekanntesten und berüchtigsten Courtisanen, mit Florence, geräth.

Es ist ein haarsträubendes Drama, das Feydeau da geschrieben. Aber jeder Federstrich sagt eine nackte Wahrheit. Die Gräfin C. erschien in der That einmal auf einem Ball

der höchsten Gesellschaft im Costüm der schönen Helena, wie Feydeau schildert; die Devergondage der höchsten Kreise steht in der Wirklichkeit um keine Nüance hinter Feydeau's Enthüllungen zurück, denn es giebt in denselben Damen, welche mit den liederlichsten und charakterlosesten Gamins ihres Standes die Nächte im Café anglais verjubeln und die elendeste Cocotte der Rue Lamartine um ihre Genüsse beneiden.

Die Cabinets des maison dorée, des café anglais und des moulin rouge könnten die schönsten Kapitel aus der Pariser hohen Gesellschaft erzählen. Aber man kennt sie großentheils auch ohne ihre Indiscretion.

„Ces dames“ beider gesellschaftlichen Kategorien haben sich hinsichts ihrer Education wenig vorzuwerfen. Beide lernen sie in ihrer Jugend nichts, was ihnen ein moralisches Gleichgewicht gewähren könnte. Beide kennen sie nur Luxus und Frivolität und die Tugend aller Beiden ersäuft im Champagner.

Was Feydeau in und an seiner Gräfin Chalis schildert, paßt für Alle. Schutzlos und in die Hände eines richtigen Viveurs gerathen, ist ihr Thun und Treiben dasselbe.

Wie glücklich müssen die Gatten dieser Weiber sein, denn alle diese weiblichen Libertins sind Gattinnen, vielleicht Mütter. Comtesse Chalis war auch die Mutter zweier liebenswürdiger Kinder.

Nur wenige Monate vor dem Feydeau'schen Roman, der den Nebentitel „les moeurs du jour“ trägt, erschien Feuillet's „Monsieur de Camors“, dessen Held der unter den Napoleoniden des zweiten Kaiserreichs bekannte Herzog von M. ist.

Dieser Held verdient sich auch die Sporen, indem er die Gattin seines besten Jugendfreundes verführt.

Das junge Weib, sittsam und zurückgezogen, hat ihren Gatten oft von seinem Schulfreund erzählen gehört und da Herr von Camors unter der liderlichen, aristokratischen Jugend eine Rolle spielt, so hat sie sich natürlich für die Pferde desselben interressirt, wenn sie beim Rennen den Preis gewonnen, weil er eben der Freund des Gatten war.

Mr. de Camors ist erst zwanzig und einige Jahre alt, unter den petits crevés aber ein so zweiunddreißigkaräthiger Bösewicht, wie er nur sein kann. Zufällig reitet er an dem Hause seines einstigen Schulfreundes vorbei. Dieser ruft ihn an, führt ihn in sein Haus, zeigt ihm sein schönes Weib und sein Kind.

Vierzehn Tage darauf verreist der Harmlose in Geschäften. Das junge Weib wird im Handumdrehen das Opfer des jungen Viveurs.

Darnach erwacht sie aus ihrem Taumel. Sie blickt ihn mit Entsetzen an.

„Comme vous devez me mépriser!“ ruft sie mit Thränen aus.

„Parbleu!“ ruft er. „Jeder Andere an meiner Stelle würde Sie auch verachten!“

Und geht seines Weges.

Es ist unglaublich, wie tief das Weib in Paris gesunken ist! Selbst diejenigen, welche sich nicht bezahlt machen, lassen sich bereitwillig von den Männern en canaille behandeln.

Auf der Seite der Männer eine Brutalität, die jedes zartere Gefühl ersticken muß. Auf der Seite der Frauen Raffinerie und Betrug, weibliche Würde niemals.

In derselben Nacht erschießt sich übrigens der Vater von

Camors, ruinirt und blasirt, und hinterläßt seinem Sohn ein Testament voll guter Lehren, wie man heute ein einflußreicher und angesehener Schurke werden kann.

Der Sohn ward seines Vaters würdig.

Dieser Monsieur de Camors und die Gräfin Chalis sind die Typen aus der Gesellschaft der socialen und politischen Decadence. „Les moeurs du jour!“

Es giebt nichts Heiliges mehr. Nur die Geldschränke und die silbernen Löffel werden bald noch geschützt sein, denn nur zu ihrem Schutze sind die Gesetze geschrieben.

Bücher wie die Obigen sind am besten geeignet der Pariser Gesellschaft den Spiegel vorzuhalten; aber man darf behaupten, daß sie bei jedem solchen Blick in denselben noch eine Couche mehr poudre de riz und rouge auflegt. Sie gefällt sich so wie sie da ist.

Man wird mit der Schilderung dieser Sitten die Devergondage der höheren Kreise ebenso wenig hemmen, wie durch alle die Chroniken aus der unteren Sphäre eine Einzige auf den Pfad der Tugend zurückgeführt wird.

Wie oft sagt man, der Weg durch das Bois führe ins Hospital. Früher allerdings, in jener Epoche, welche dem gänzlichen Aussterben der Grisetten folgte, in jener noch nicht lange entschwundenen Zeit, da man noch Leidenschaft besaß — damals freilich waren die maisons de santé stark von schwindsüchtigen Fürstinnen Mabilles und Ranelagh's bevölkert. Aber die Epochen wechseln schnell in Paris. Die Zeit der Margueriten ist vorüber; man echauffirt sich nicht mehr.

Mit der Epoche des Börsenschwindels trat die Speculation auch unter die Weiber. Man ward ernst, berechnend; man

lachte nicht mehr, am wenigsten aus dem Herzen heraus. Alles ward Pose, Alles Calcul.

Die Cocotte begann an der Börse zu spielen; sie protegirte industrielle Unternehmungen, ihr Salon ward nicht selten der Schauplatz, auf welchem wichtige Operationen vor sich gingen. Ihre Liebhaber mußten im schlimmsten Falle die Differenzen bezahlen.

Keinen Leichtsinn, keine Leidenschaft, kein Echauffement, also auch keine Schwindsucht mehr. Es ist viel gescheidter, in einer hübschen Villa auf seidenen Kissen, als im kalten Hospital zu sterben.

Zur Zeit des Café Frescati konnte sich Adele Blay noch an ihrer seidenen Klingelschnur erhängen, weil sie, gänzlich verarmt und verlassen, doch die Genugthuung haben wollte, in Seide zu sterben, wie sie in Seide einst gelebt hatte.

Es mag das auch heute noch vorkommen, ja es kommt in der That noch vor, daß sich unglückliche Weiber aus dem Fenster, sogar von der Vendôme-Säule herabstürzen; aber es sind dies nur jene Unglücklichen und Prädestinirten, die den Geist der Zeit nicht erfaßt haben.

In gewissen Zwischenräumen lesen wir stets die Ankündigung einer interessanten Auction. Eine Künstlerin, eine Cocotte (alle Künstlerinnen sind hier Cocotten, nicht alle Cocotten Künstlerinnen) versteigert noch bei Lebzeiten alle ihre Kostbarkeiten. Sie ist lebensmüde, denn sie fühlt, daß sie bald funfzig Jahre alt wird; sie zieht sich aus dem Gefechte zurück mit allen militairischen Ehren und übergiebt dem Auctions-Beamten ein Verzeichniß aller der Triumphe, welche sie gefeiert.

Sie selbst verläßt ihre Wohnung oder zieht sich in einen

abgelegenen Theil derselben zurück. Ganz Paris ist eingeladen ihre Schätze vor Beginn der Versteigerung in Augenschein zu nehmen.

Und ganz Paris folgt dieser Einladung. Die femme comme il faut, sogar Damen der höchsten Aristocratie finden sich ein, um die Schätze zu besehen, die ja so interessant sind, unter denen sich vielleicht ein Geschmeide, ein Brillanten-Collier befindet, das man seit lange sucht, um die Untreue des Gebers zu entlarven.

Damen der hohen Aristocratie sieht man unter diesen Schätzen umherwandeln, ja sogar ihre Aufträge geben, denn sie sind ja so interessant, alle diese Gegenstände.

Die Gräfin Chalis besuchte die Ausstellung der schönen Florence und ließ sich vom Fürsten Titian das kostbarste Geschmeide kaufen. Die Gräfin Chalis erschien mit demselben öffentlich im Theater!!

Es befinden sich in diesen Sammlungen oft Schmucksachen, die einen Werth von Hunderttausenden haben; es ist also nichts Ungewöhnliches, wenn ihr Gesammtwerth eine halbe oder eine ganze Million beträgt.

Ist Alles verkauft, so zieht sich Alice in ihre Villa zurück und empfängt nur noch ihre bewährtesten Courmacher. Oder sie geht an den Como-See oder nach Nizza. Ihr werdet sie aber stets in Baden-Baden wiederfinden.

Die edelsten Reitpferde haben oft die Ehre in dem Marstall einer Cocotte zu dienen.

Als kürzlich das Athenée, ein neues Theater, eröffnet wurde, das gleich von seinem ersten Abend ab zum Casino der Demi-Monde bestimmt zu sein schien, waren die Logen der

avant-scène mit den interessantesten Damen besetzt. In der ersten saß Cora Pearl, in der zweiten Leonide Leblanc, eine bekannte Künstlerin, in der dritten die Princesse de Metternich, in der vierten Julia Barucci. Man braucht sich nichts Böses dabei zu denken.

Einer der jüngeren Pariser Feuilletonisten und dramatischen Schriftsteller übernimmt soeben eins der kaiserlichen Theater und zahlt eine Summe von zweimalhunderttausend Francs auf einem Brett.

Vier Cocotten haben das Geld zusammengelegt. Man sagt, sie seien alle vier seine Maitressen.

Die Cocotten halten sich immer gern auf gutem Fuß mit den Chroniqueuren der Journale, denn sie feiern ihre Reize und ihre Roben. A. und B. und C. und D. und zehn andere haben jederzeit ein billet de faveur für das Boudoir der pikantesten Cocotten. Wenn sie sich im Bois oder auf dem Turf begegnen, haben sie stets die intimsten Grüße für einander.

Mylord Seymour würde sich vergeblich bemüht haben, die Wettrennen in Paris zu einem solchen Glanz zu bringen, wenn nicht die Demi-Monde dieselben begünstigt und lancirt hätte.

Jene blonde Cocotte, die mit einem künstlich gefärbten Neger, lachend und mit fliegenden Locken beim Wettrennen erschien, brachte viel mehr Leben in das Ganze als die steife Hofgesellschaft. Die keusche Isabella, die Blumenhändlerin des Jockey-Clubs, ist sowohl die Vertraute der Cocotte als so mancher hochgestellten Dame. Isabella aber wird immer die Cocotte vorziehen, mit der sie auch Abends bei Laborde ihren Cancan mit den jungen Millionären tanzt.

Sie ist die Beschützerin aller noblen Passionen. Der Cul-

tus des Jockey=Clubs ist nur der Sainte Cocotte geweiht, die bei der nächsten Revolution auch in den Kalender aufgenommen wird.

(Die Pariser Censur braucht mir nicht zu zürnen, wenn ich von der nächsten Revolution spreche. Ich weiß nicht, wann sie sein wird, aber ausbleiben wird sie wohl nicht und sollte es noch hundert Jahre dauern.)

Die Demi=Monde ist seit mehreren Jahren schon eine große Jägerin vor dem Herrn. In allerlei halbmännlichen Phantasie=Costümen durchstreifen ihre Schwestern die Fluren um Paris zum Schrecken aller Feldhüter, sobald die Jagd eröffnet wird.

Sie ist gleich furchtbar zu Wasser wie auf dem Lande. In Bougival spielt sie den ganzen Sommer hindurch die Canotière, die Piratin der Seine, und in Asnières ist sie von Eugen Sue historisch gemacht. Ile des Ravageurs ist ihr dasselbe, was einst die Insel Formosa und andere unheimliche Gestade den Seeräubern waren. Selbst Finette träumte auf derselben ihre schönsten Träume, als ihre Gläubiger sie bis auf die rosige Haut ausgepfändet hatten.

Die Theater müßten alle ihre Location schließen, wenn es keine Cocotten gäbe, denn wer sollte alle die Baignoirs, die Logen und die Avantscenen bezahlen.

Die Magazine müßten alle Bankerot machen, denn nur eine Cocotte kann alle die Wunderdinge kaufen, welche sie fabriziren lassen.

Die Restaurants wären lauter Duval'sche Bouillon=Küchen, wenn die Cocotte nicht existirte.

Ganz Paris wäre nicht die auserwählte Stadt der Vergnügungen, die Stadt der Freude, wenn es anders wäre und

der Seine-Präfect Herr von Haußmann brauchte keine neuen Straßen, Häuser und Paläste bauen zu lassen, denn nur eine Cocotte kann noch die glänzenden Etagen bezahlen.

Aus all Diesem geht hervor, daß es durchaus kein unehrlicher, von der Gesellschaft geflohener Stand ist, von dem ich rede. In allen Soiréen wird offen von ihm gesprochen, sogar angesichts der Töchter; in allen Zeitungen wird täglich davon geschrieben und kein Leser findet einen Unterschied darin, ob von Cora Pearl oder einer spanischen Prinzessin die Rede ist. In allen Bühnenstücken ist der Stand der Cocotte auf dem Theaterzettel vertreten, ja es ist sogar kaum noch ein Bühnenstück denkbar, in welchem nicht der Salon irgend einer Cocotte vorkäme, in welcher eine solche nicht die Hauptrolle spielte.

Man spricht in den Familien von der Geliebten dieses oder jenes Mannes, ohne damit Arges zu meinen. Legouvé schrieb neulich ein moralisches Stück, das als solches das Publikum sehr überraschte. Die Pointe des Stückes, um welche sich Alles dreht, ist der Ausruf der Heldin, eines jungen Mädchens:

„Gestehe, Du hast mich zu Deiner Geliebten machen wollen!"

Er seinerseits geht danach in sich und dadurch wird das Stück moralisch. Im gewöhnlichen Leben würde er wie Herr von Camors geantwortet haben:

„Parbleu mademoiselle!"

Und hätte sie für eine Gans erklärt.

Es ist in Paris so natürlich, daß ohne äußere Nothwendigkeit selten ein Mann, der nicht auf häusliche Oeconomie ange-

wiesen ist, ans Heirathen denkt, obgleich wiederum kaum ein Pariser unter fünfzig Jahren ohne ein Weib zu denken ist.

Es fehlt den Pariserinnen an jeder Gefühls-Innigkeit, die sie dauernd für einen Mann erwärmen könnte, obgleich man nicht behaupten darf, daß sie warmer Gefühle unfähig seien.

Wenn es wahr ist (was ich unterschreibe), daß das Weib viel zäher und dauernder an einer Idee hänge als der Mann, daß es in Verfolgung derselben viel mehr Consequenz entwickle als dieser, so ist der Ideengang der Pariserin, namentlich der unteren Klassen von der Wiege bis zum Grabe ein sehr gerader: Sie träumt schon vom zwölften Jahre ab, die Geliebte eines Mannes zu werden, wie sie ihn sich wünscht. Von dem Gedanken an den Geliebten sind die Gedanken an Bracelets und Roben unzertrennlich. Der Gedanke an einen Gatten würde dieser goldnen Einfassung entbehren und ist deßhalb keineswegs so schön wie jener.

Ehemänner schenken nur Geschmeide wenn sie guter Laune sind oder an Geburtstagen. Der Geliebte schenkt immer wenn sie schlechter Laune ist, was man sich alle Tage bereiten kann.

Es ist unmöglich, daß ein Gatte das Glück habe eine Summe an der Börse oder sonst wie zu gewinnen, ohne daß die Frau ausrufe: jetzt bekomme ich meine Robe! — Ein Geliebter aber muß alle Tage gewonnen haben, denn er hat alle Tage das Glück, eine Geliebte zu besitzen. Er muß immer dieses Glück zu schützen wissen, im Nothfall kann sie es ihm täglich ins Gedächtniß rufen. Ein Gatte aber ist in solchen Fällen immer taub auf beiden Ohren.

Frankreich entvölkerte sich durch die Centralisation aller Kräfte in Paris, wo sie der allgemeinen Decadence verfielen

und durch die Abolition der Ehe. Die weisesten Staatsmänner zerbrachen sich vergeblich den Kopf, wie dem Abnehmen der Bevölkerung zu steuern sei.

Wie einst das Kriegsministerium unter dem ersten Napoleon die Recrutirung des kaiserlichen Ballets übernehmen mußte, so hilft jetzt plötzlich auch hier der Kriegsminister.

Das neue Militairgesetz, das die jungen Franzosen zwingt über vier Jahre in der Mobilgarde zu dienen, brachte eine selbst die Gesetzgeber überraschende Wirkung hervor.

Der Franzose, wie großer Patriot er ist, liebt die gloire militaire par procuration. Kaum war das neue Militairgesetz in den Kammern angenommen, da überbrachte die Stadtpost Tausenden junger Männer von zarter Hand und oft sehr unorthographisch geschriebene Briefe.

Die Geliebte überraschte ihren ami mit der Nachricht, sie verheirathe sich und wünschte ihm ein Lebewohl.

In allen Kaffeehäusern wurden unter Freunden Briefe dieser Art ausgewechselt. Sie waren alle desselben Inhalts. Adèle, Bertha, Rose, Rosine, Zöe, Mimi, Nini, Louison, Madelon — alle entsagten plötzlich der Freundschaft und fuhren mit einem legitimen Bräutigam zur Mairie.

Woher sie alle plötzlich einen solchen genommen, wußte Niemand. Es machte sich aber unter den „amis“ der Gedanke geltend, daß alle diese Freundinnen noch einen geheimen Freund gehabt, der sie jetzt zur Mairie führte, um als Ehemann dem Militairgesetz zu entgehen.

Jeder heirathete Jede, nur um nicht den verhaßten Tornister zu tragen und nicht in den Krieg ziehen zu müssen, den

jeder im Frühjahr erwartete, obgleich sowohl Napoleon als Bismark betheuerten, es sei nicht daran zu denken.

Die Unbesonnenen stürzten sich voll blasser Furcht in die Ehe, ohne zu überlegen, daß dieselbe ein langer, ununterbrochener Krieg ist.

So kam es, daß man in Paris ganz plötzlich heirathete. Aber es wird auch das vorübergehen, sobald man erkannt, welches von den beiden Uebeln das größte ist.

Auch Graf Maubreuil, von dem ich oben sprach, bereute nach seinem eignen Geständniß, schon acht Tage nach der Verheirathung, daß er im achtzigsten Jahre noch die größte Dummheit seines bewegten Lebens gethan. Er floh die Mißhandlungen der Courtisane, die er zur Marquise erhoben und lebt auf dem Lande zwischen vier nackten Wänden.

Das neue Militairgesetz wird viel ähnliches Elend stiften und Manchem bereuen lassen, dem Corporal entlaufen zu sein, um den Pantoffel zu küssen.

Die Frauen schwören auf die Weisheit des Kriegsministers; die Männer verfluchen sie und rufen ihre Abgeordneten zurück.

VIII.

Ein Tag aus dem Leben Cora's. — Die mittleren Stufen. — Die tables d'hôtes und die Tripots. — Die Prophetinnen des genre canaille.

Die Lilien auf dem Felde, in Salomos ganze Pracht und Herrlichkeit gekleidet, führen nicht ein so sorgenloses Dasein, wie die Cocotte di primo cartello sich dasselbe zu bereiten weiß. Was ihr auch geschehen mag, sie besitzt eine Philosophie, um die sie zu beneiden ist. Ihre Zukunft macht ihr keine Sorgen, die Gegenwart ist mit Rosen geschmückt, selbst wenn ihr die Zeit der Lilien schon gekommen ist; mit ihrer Familie, wenn sie deren hat, steht sie in sehr oberflächlichem oder gar keinem Zusammenhange und ihre Eltern, die in der Provinz vielleicht um das tägliche Brot arbeiten, wissen kaum was aus der Tochter geworden ist, die vor fünf oder zehn Jahren als Kind gen Paris wallfahrtete.

Einer der Pariser Feuilletonisten schildert einen Tag aus dem Leben der Cora Pearl. Es ist ein Tag wie alle ihre Tage sind.

Mademoiselle ruft um zehn Uhr Morgens mit der kleinen silbernen Schelle ihre Kammerjungfer. Diese bringt ihr ein

chinesisches Täßchen, so groß wie ein Fingerhut, darin eine Thräne Chocolade.

Danach wirft sich Mademoiselle wieder in Morpheus Arme zurück.

Es wird Mittag. Sie schellt zum zweiten Male. Ihr Coiffeur und ihre Kammerjungfer beginnen ihre kleine Morgen-toilette, die nicht länger als eine Stunde dauert.

Es ist ein Uhr. Man servirt ihr ein köstliches Frühstück à la fourchette.

Ihr Körper verlangt nur einen Rebhuhnflügel, eine Poulet-Keule, ein Glas Champagner, zu jeder Jahreszeit eine saftige Traube oder ein Stückchen Ananas.

Schwieriger sind die Bedürfnisse ihres Geistes zu befriedi-gen. Cora findet auf einer silbernen Platte die Witzblätter und die Journale, die den Tagesklatsch bringen.

Was die Nahrung ihres Herzens betrifft — mit der größ-ten Gleichgültigkeit liest sie die fünfzig süßen Briefe, welche die Anbeter ihrer Reize an sie gerichtet.

Um drei Uhr empfängt sie die mit Einladungsbriefen beehr-ten Personen.

Eine ihrer schönsten Eigenschaften ist die Mildthätigkeit und bei diesem Empfang findet sie immer Gelegenheit, ein kleines Almosen zu spenden.

Es ist fünf Uhr. Mademoiselle Cora macht eine Prome-nade um den See im Bois in ihrer Kalesche oder zu Pferde. Sie ist nicht stolz. Mit einer Anmuth und Liebenswürdigkeit, die bei so hochgestellten Damen selten, hat sie für alle Welt einen Gruß und ein Lächeln.

Um sechs Uhr kehrt sie zurück und macht ihre Toilette zum

Diner. Wenn sie nicht Gäste bei sich empfängt, speist sie im Winter bei Bignon oder im maison d'or, im Sommer im Moulin rouge.

Um neun Uhr begiebt sie sich ins Bois oder ins Theater bis Mitternacht.

Danach kehrt sie in ihre Wohnung zurück, um sich mit den feinsten Perlen, den kostbarsten Diamanten zu bedecken, und sich zum Ball der Mademoiselle Chiffonnette oder zum Souper des Fürsten Z. zu begeben.

Um fünf Uhr Morgens fährt Cora nach Hause, ermattet vom Tanz und von der Unterhaltung.

Nachdem sie ihr die ganze reiche Garderobe abgenommen, parfümiren sie ihre Frauen und legen sie in das Bett, ein Wunder von Vergoldungen, Seiden und kostbaren Spitzen, die sich in dem venetianischen Glase spiegeln.

Mit der Ruhe eines Engels auf dem Antlitz schläft Cora ein, das Haar zerstreut auf den weißen Schultern, ein Lächeln um die Lippen, denn ihr Tagewerk ist vollbracht, dieses Tagewerk, das ihr keine Stunde der Muße, des Nachdenkens läßt.

Cora's Journée ist die aller ihrer bevorzugten, bewunderten und gefeierten Schwestern. Man legt ihnen Persiens feinste Gewebe, Mexikos Diamanten, Californiens Goldklumpen zu Füßen. Die Männer bewundern, die Weiber beneiden sie.

Aber die anderen Tausende Alle? fragt man. Wo nähme man alle die Millionen her, um sie Alle mit Reichthum zu überschwemmen!

Ich will auch von den Andern erzählen.

Der deutsche Leser braucht keinen Verdacht gegen meine Lebensweise zu schöpfen, keine falsche Schlüsse daraus zu ziehen,

daß ich die Existenz dieser Frauen kenne. Es kennt sie ein Jeder hier, der sich überhaupt um die Pariser Gesellschaft kümmert, und als Schriftsteller habe ich die Verpflichtung, das Alles zu kennen.

Die Naturforscher schreiben auch ein Langes und Breites über das Familienleben der Käfer und der Scorpione, ohne deshalb mit ihnen auf einem Kehrichthaufen oder unter einem Stein zusammen zu wohnen.

In der Welt der Tugend giebt es keine Schattirungen; die Priesterinnen der Sainte Cocotte haben aber natürlich ihre Grade und zwar je nachdem sie à la mode sind.

Es giebt in Paris einzelne deutsche junge Damen, die sich mit einer Meisterschaft zu lanciren verstanden, welche selbst der Pariserin imponirt. Ich könnte sie hier nennen, doch gehört das nicht zur Sache. Wenn eine Fremde so schnell zu reussiren versteht, so ist das ein Beweis einer unglaublichen Klugheit und Gewandtheit. Ehren wir also die Talente dieser Damen, denen Fürsten, Herzöge, Deputirte und deutsche Bankiers Tausende und Abertausende zu Füßen legen.

Eine von ihnen hatte sogar ihrer Schönheit wegen keine geringere Person als den Kaiser selbst im Auge. Die Sache gelang nicht.

Einige Mißes von jenseits des Canals, einige Fräulein von jenseits des Rheins, namentlich aus Cöln, und einige Spanierinnen und Italienerinnen repräsentiren in der haute cocotterie das fremde Element.

Um als Cocotte zu Geld und Ansehen zu kommen, muß man schon in der Wiege die nez à voiture mitbringen, also den Stempel des Talentes, durch das man zur Voiture gelangt.

Die große Mehrzahl erreicht nur halbwegs das Ziel. Mit welchen Mitteln und mit wie wenig Rücksicht auf dieselben, davon spricht der Umstand, daß in der letzten von einer Cocotte veranstalteten Auction „mehr als sechszig Ringe, darunter vierzehn Trauringe" öffentlich annoncirt wurden.

Sprechen wir jetzt von dem tiero élat dieser Sphäre, von den minder Glücklichen.

Ihre Zahl ist unberechenbar. Sie wohnen überall, am liebsten in den Faubourgs, die vom Montmartre beherrscht werden, von der Rue du Helder bis zur Rue du Faubourg Poissonnière. Die anderen wohnen in allen übrigen Quartieren.

Die Cocotte mittleren Standes zahlt 1000 bis 2000 Francs Miethe, ist comfortable eingerichtet und erfreut sich im Hause derselben Confideration wie alle übrigen Inquilinen. Sie wird auch stets beim Portier die Apparencen zu retten wissen.

Sie muß schon sehr wenig hübsch oder sehr ungeschickt sein, wenn es ihr an Bekanntschaften mit reichen Männern fehlt, in deren Leichtsinn sie eine unerschöpfliche Hülfsquelle findet.

Jeder Tag bringt ihr eine Einladung hierhin oder dorthin zu einer Soirée, in welcher sie ihre Freunde sieht. Fehlt es an solchen Einladungen, so findet sie ihre Freunde ganz bestimmt im Theater, oder nach demselben um Mitternacht im café anglais, im maison d'or, bei Tortoni, im Carneval auf den Bällen der großen Oper oder auf den Bällen von Laborde, Cellarius u. A.

Ist ihre Casse leer, so hat sie allerlei sehr einfache Manieren, durch die sie 500 bis 1000 Francs erobert. In

den genannten Localen, in welchen gegen Mitternacht die Trüffel auf das Feuer gebracht und der Champagner gekühlt wird, ist stets eine Anzahl jüngerer oder älterer Viveurs versammelt, denen es nicht auf ein Hundert- oder Tausend-Francs-Billet ankommt.

Auf dem letzten Ball der großen Oper versicherte mir eine dieser Damen, sie sei ohne einen Sou gekommen und habe bereits 1200 Francs in der Tasche, die sie in den Logen zusammengesucht. Nichts leichter als das, denn ces messieurs haben immer ein Herz und ein Portemonnaie für ihre graziösen Freundinnen.

So lange diese schön und lustig sind, fehlt es ihnen also an nichts. Sind sie selbst gut eingerichtet, so veranstalten sie Soiréen, in welchen soupirt, viel getrunken und — gespielt wird. Einzelne von ihnen haben sogar ihre festen Empfangstage, die stets eine gute Ernte geben, und ist wirklich einmal, wenn die Course schon im Fallen sind und die Freunde sich schöneren und jüngeren Colleginnen zuwenden — ist dann wirklich einmal Noth, so bleibt ein letztes Mittel, das niemals versagt: es wird eine Collecte für irgend eine fingirte Freundin veranstaltet, die stets sehr ergiebig ist.

Dieses Manöver wird so oft wiederholt als es angeht. Zuletzt sammelt man für ein Leichenbegängniß und wer wäre der Unmensch, der einer Unglücklichen diese „letzte Ehre" versagte.

Schließlich kommt allerdings für sie wie für alles Irdische eine Zeit, wo keine Mittel mehr verfangen wollen, und man sieht sich nach einem Hafen um. Die Vestiairen in öffentlichen Localen, den Theatern oder dergl. brauchen stets Garderobieren

und für die Caution hat man sich ein Sümmchen bei Seite gelegt. Es giebt auch einflußreiche Leute genug, die zu einem débit de tabac verhelfen, und endlich stehen hundert andere Ressourcen offen, zu denen man seine Zuflucht nehmen kann.

Wenn der Teufel alt wird, geht er unter die Eremiten. Die pensionirte Cocotte wird aber stets gern die Beschützerin und Gelegenheitsmacherin für ihre nachkommenden Schwestern sein, wie das in der Gazette des tribuneaux täglich zu lesen ist.

Ich rede hier nicht von den zahlreichen Tripots, die trotz der strengen Verfolgung von Seiten der Polizei noch immer existiren. Gewöhnlich werden dieselben von einer Cocotte en rétraite arrangirt. An jedem Gesellschaftsabend findet sich hier eine Anzahl lustiger und raffinirter junger Weiber mit blendenden Nacken und glänzenden Roben zusammen, ebenso wenig fehlt es an Cavalieren und Grecs, d. h. falschen Spielern, die den Letzteren das Geld im Bacarat oder Landsknecht abnehmen, sobald der Champagner seine Schuldigkeit gethan.

Häufig finden sich solche Gesellschaften in gewissen, äußerlich sehr honorablen Häusern zusammen, in welchen die Wirthin eine ausgezeichnete table d'hôte zu verhältnißmäßig sehr geringen Preisen hält. Die Küche ist oft so vorzüglich, daß kein Restaurant mit ihr concurriren würde; unter den Stammgästen sind lustige und interessante junge Weiber, lebenslustige junge Männer, welche die Unterhaltung animiren, natürlich auch einige ältere Herren, die dem Ganzen die Würde zu geben bestimmt sind. Man kennt ja den Table-d'Hôte-Major und die veuve du colonel. Der erstere ist der Repräsentant der convenance

die Letztere betrauert einen Gatten, den sie niemals gehabt hat, ist aber jederzeit aufgelegt, sich den Schmerz verscheuchen zu lassen.

Nach der Tafel wird musicirt, geplaudert, getanzt und gespielt. Spät in der Nacht geht's zum Souper und nach demselben werden die Gimpel gerupft.

Früher gab es solcher interessanten Gesellschaften eine Menge; sie überwucherten in den Faubourgs und richteten heilloses Elend an. Seit die Behörden denselben mit so anerkennenswerther Consequenz ihre nächtlichen Besuche machten, ist die Luft ein wenig gereinigt, aber es sollte schwer werden, sie alle zu vertilgen. Die Gerichtszeitungen werden von ihnen noch immer reichlich mit Stoff versehen. —

Dann und wann zeigt sich am Himmel der Pariser Liederlichkeit ein Komet, der aus all dem Stern-Gesindel hervorsticht und seine Bahn ungeregelt aber geräuschvoll nach Kometenweise macht.

Alice la Provencale, Rigolboche, Finette und wie sie heißen, erlangten eine gewisse Berühmtheit; sie wurden im genre canaille dasselbe was Fanny Elsler im Reiche des guten Geschmacks war. Sie debütirten gleich als Canaille und stellten sich auf das richtige Sockel.

Markowski, ein Dentscher aus Königsberg, machte seine académie de danse zur Wiege ihres Rufes; die eine verdrängte die andere, denn es kann immer zur Zeit nur eine die Königin sein. Sie inaugurirten eine neue Tanz-Aera; es galt, in der Quadrille das Bein über das Niveau der Nasenspitze hinaus zu werfen; eine war immer mehr Canaille als die andere dann verschwanden sie alle in dem Sumpf, aus welchem sie

hervorgegangen, und Alles wandte sich der Patti de la chôpe Theresa zu, bis man auch diese auszischte.

Theresa war indeß zäher als sie Alle; sie dankte nicht ab, sondern ging nur auf Urlaub und bestand einen Strauß mit dem Publikum von Marseille, das sie noch als Perruquière kannte. Dann kam sie wieder und Alle, die mit Steinen hinter ihr drein geworfen, schwärmten wieder für die unübertreffliche Theresa.

Sie verdiente jeden Abend an der Porte St. Martin ihre 300 Francs und rettete durch ihr Erscheinen eines der fadesten Ausstattungsstücke.

Die Canaille ist unsterblich. Eine junge Wäscherin, hübsch gebaut, ausgestattet mit der Frechheit, die zu hohen Zielen führt, debütirte in den Salons der niederen Cocotterie und wurde bejubelt, als sie mit der reizendsten Unverschämtheit ihr schönes Bein durch die Luft kreisen ließ. Die Habitué's der Barrieren-Bälle schwärmten für sie, die Feuilletonisten gaben ihr den Namen Louise la blanchisseuse und als solche beginnt sie jetzt ihre Carriere.

Auf einem der letzten Maskenbälle erschien sie fast ganz in Tricot. Ein lauter Jubel empfing sie; man hob sie auf die Schultern, ließ den schönen Körper von einer Hand in die andere gleiten und trug sie so durch den ganzen weiten Raum. Mit zerrissenem Costüm, fast nackt, erreichte sie, von einer Schulter auf die andere geladen, den entgegengesetzten Ausgang und verschwand in einem Zustande, der ihr das Bleiben unmöglich machte.

Die Popularität hat auch ihre Schattenseiten.

Es geht jetzt mit der Kunst, Canaille zu sein, wie mit allen anderen Künsten. Es ist schwer, bei der Virtuosität Aller, sich noch hervor zu thun; am Schlimmsten ist's im Fache des Excentrischen, das keine Regeln, keine Gesetze, keinen Anfang und kein Ende hat und in welchem ein Jeder Jegliches zu leisten sucht.

~~~~~~~~

Die Tagsgeschichte ist so reich an eclatanten Vorfällen aus dem modernen Paradiese, daß sie mir, während ich schreibe, einen neuen Stoff dictirt, der demnächst wieder zu einer Criminalverhandlung führen wird, gewiß nicht weniger interessant als die vorhin erwähnten.

Nicht alle diese Geschichten enden im Palais de Justice, aber die Protocollisten des Criminalgerichts sind die glücklichsten Dramenschreiber. Keine Phantasie des Dichters reicht an die dramatischen Effecte der Wirklichkeit heran.

Alle Welt kannte in Paris eine reizende Blondine, die in der Nähe der Madelaine wohnte. Sie war eine der glänzendsten Erscheinungen, lustig, übermüthig, tonangebend durch ihre Eleganz, gefeiert und bewundert von Allen, eine Fürstin in der Welt der Galanterie.

Sie wohnte in der Rue de l'Arcade, so eingerichtet wie eine Königin, trug die kostbarsten Brillanten, fuhr durch das Bois in der glänzendsten Equipage.

Sie hieß Adele Huart, nannte sich aber anders.

Es ist allen diesen Damen unerläßlich, einen Nom de Guerre zu tragen, selten führen sie den eignen. Nicht daß sie
~~~~~~~~

fürchteten, den Namen ihrer Familie zu compromittiren; sie wählen sich einen Namen, wie er ihnen zusagt.

Adele war jung, also ein zweiter Vorzug neben ihrer Schönheit. Man wußte von ihr, daß sie diesen und jenen hochgestellten Mann schon sehr glücklich gemacht.

Das Café anglais sah in ihr eine der schönsten Beschützerinnen; es ward keine „Première" in irgend einem pariser Theater gegeben, welcher sie nicht in ihrer Loge beigewohnt hätte.

Der Carneval, der sie auf verschiedenen Privatbällen in den entzückendsten Masken gesehen, ging seinem Ende entgegen, als sie plötzlich erkrankte und sich unter den entsetzlichsten Schmerzen im Bette wand.

Ihre Kammerfrau erschrak vor ihren Fieberphantasien:

„Die Elende!" schrie die Kranke wiederholt auf. „Sie hat mich getödtet! — Er hat sie dafür bezahlt!"

Sechs und dreißig Stunden währte die Krise. Ihre Dienerin mußte an eine Vergiftung glauben und eilte zur Polizei, die sich sofort nach der Rue de l'Arcade begab und die Unglückliche im Todeskampf fand.

„Ermordet! — die Elende! — orgeuil . . . Er hat sie bezahlt . . . 20,000 Francs . . . Instrument . . . im Fußkissen!" rief sie während ihres Todeskampfes und starb vor den Augen der Beamten.

Man holte eine Freundin von ihr herbei, die über die Beziehungen der Todten zur Außenwelt Aufschluß gab. Man stellte die eifrigsten Forschungen an. Man verhaftete ein altes Weib in der Rue Montorgeuil, die in dem Rufe stand, jungen Damen in schwierigen Situationen mit Rath und That

beizustehen. Man fand in dem Fußkissen ein Instrument, das die Alte benutzt.

Man verhaftete einen der reichsten und angesehensten Börsenmänner, der als verheiratheter Mann die Unglückliche mit großer Verschwendung ausstattete und wie man vermuthete, die Alte bezahlt hatte.

Scandal durch ganz Paris! „La justice informe". Die Untersuchung in der Rue Montorgeuil wird eine Reihe anderer Scandäler an das Licht bringen, und wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, wird man sich der unglücklichen kleinen Huart kaum noch erinnern.

In allen Zeitungen ist sie einstweilen vertuscht; aber „la justice informe!"

IX.

Die Actricen, die Figurantinnen, die Chanteusen, Balleteusen und Marcheusen. — Der Vicekönig von Egypten und die Großherzogin von Gerolstein. — Mademoiselle Tautin. — Alice Ozy. — Mademoiselle Doze. — Mademoiselle Montauban.

Der proße Bazar, auf welchem sich die ganze Corruption zu Markte trägt, ist in Paris mehr als irgend anderswo das Theater.

Nicht nur der Salon, die Logen, die Galerien, die Baignoires, — die Welt hinter und zwischen den Coulissen, ist hier die größte und gefürchteste Concurrentin.

Es kann sein, daß eine Actrice tugendhaft ist, es hat sogar vor einigen Jahren eine Tänzerin an einem Boulevard-Theater den Monthyon-Preis erhalten, aber es wird das immer eine große Ausnahme von der großen Regel sein.

So lange man auf den pariser Brettern noch Stücke gab, die wenigstens einige dramatische Berechtigung hatten, war jede Künstlerin so leichtsinnig oder so tugendhaft, wie es ihr eben beliebte; später, als die Ausstattungsstücke, die pièces à femmes begannen, formirten sie sich zu Bataillonen. Die Directionen

elbst recrutirten sie, es bedurfte nicht mehr des Talentes, sondern normaler Gliedmaßen.

Das Reich der Figurantinnen, der Marcheusen begann. Die Regisseure hatten nicht die schönsten Körper auf den Boulevards, in den Arbeiterquartieren und an den Barrièren ausgewählt, um sie hinter langen Roben zu verstecken. Die Gaze ward zum Kleidungsstück, das Mieder schrumpfte zum Gürtel zusammen.

Sogenannte Theaterdichter hielten mit den Directoren, Regisseuren, Costümzeichnern, Maschinisten und Theaterschneidern lange und wichtige Conferenzen und wenn sie auseinander gingen, war ein Stück fertig.

„Es genügte diesen „Dichtern", dem Director eines Theaters einen Entwurf einzureichen, aus welchem die Idee sprach, dreihundert schöne Weiber in Fronten, Colonnen, Quadrillen und Evolutionen auf der Bühne manöveriren zu lassen, und das Stück war angenommen. Man legte den „Künstlern", die einen zusammenhängenden Satz ohne Stottern sprechen konnten, einige Worte, Reden, Dialoge und schlechte Witze in den Mund, die den Verlauf des ganzen Unsinns nothdürftig den Zuschauern auseinander setzen konnten, beklebte den ganzen Blödsinn mit Decorationen, überraschte das Publikum mit Verwandlungen und Versenkungen, beleuchtete das Ganze mit electrischem Licht, gruppirte ein Schlußtableau mit nackten Nymphen- und Feengestalten, und das Stück war seiner dreihundert Vorstellungen gewiß.

Während die Directoren jeden Abend 5 bis 6000 Francs einnahmen, zahlten sie ihren Figurantinnen je 60 Francs monatlicher Gage. Indeß befanden sich diese wohl dabei, denn sie

wohnten in fürstlichen Etagen, in einem Mobiliar, um das sie eine Herzogin beneiden konnte, und roulirten im Bois in schönen Equipagen mit Kutscher und Lakaien. Bei einiger Oeconomie war es ihnen sogar möglich, noch einen Marstall mit sechs Reitpferden zu erübrigen.

Ihre größten Concurrentinnen wurden wiederum die Künstlerinnen an ihrer Bühne. Von der letzten Marcheuse bis hinauf zur ersten Liebhaberin eine einzige Concurrenz um die Bankbillets der Agents de change, der Boursiers, der Viveurs, der petits crevés. Für sie alle ward die Bühne nichts anders als ein Rahmen, in welchem man seine Reize präsentirt.

Es ist hart, es aussprechen zu müssen; es gestaltete sich allmählich eine Taxe, ein fester Preis bei den premiers sujets. Es durfte Niemand um die Gunst einer beliebten Soubrette, einer Chanteuse buhlen, ohne ein 500 oder 1000 Francs-Billet in der Tasche. Wer es aber besitzt, darf bei gewissen Damen ohne Zögern anklopfen, natürlich mit Beobachtung aller Apparencen, denn „les moeurs" müssen gerettet werden.

Der erklärte Günstling einer dieser beliebten Soubretten zu sein, ist freilich eine Pose, welche in den Augen der Welt von Paris mit großer Consideration umgeben ist, aber sie wird theuer erkauft. Es giebt gefeierte Soubretten in Paris, die eine Gage von 50,000 bis 100,000 Francs beziehen, es ist also schwerlich denkbar, sich diese Gunst zu erkaufen, ohne ihr des Jahres mindestens noch 50,000 Francs zu Füßen zu legen, gar nicht zu reden von den Cadeaux und all dem übrigen.

Wer sich eine Maitresse unter der höheren Cocotterie wählt,

muß seinem Herzen schon ein Budget von 30—50,000 Francs auswerfen können, und wie viel höhere Ansprüche gewährt die Kunst, der Ruf, die Popularität!

Schon während der Zeit der Weltausstellung erzählte ich eine Anekdote, die hier ihren Platz finden mag.

Der Vicekönig von Egyten war unter den mehr oder minder gekrönten Häuptern derjenige, der sich den Damen gegenüber durch die größte Munifizenz auszeichnete. Er ward deshalb sehr bald Mode in Paris und im Quartier Breda schmachtete so Manche nach dem Taschentuch dieses begehrenswerthen Orientalen.

Der Vicekönig, ein so plumper Egypter er auch ist, zeigte doch viel Lebensart in Paris. Er beschenkte die Armen und die Bedürftigen, unterstützte die Künste und verehrte sogar einem Pariser Schriftsteller-Verein eine sehr kostbare Summe.

Der Vicekönig ging nach Vichy in den Curort und zeichnete sich auch dort durch nachahmenswerthe Liberalität aus.

Eines Tages erhielt sein Chargé d'affaires in Paris eine Depesche des Vicekönigs aus Vichy.

„Envoyez Tautin coûte qu'il coûte.“

So lautete die lakonische Ordre des Vicemonarchen.

Der Chargé d'Affaires, vermuthlich ein Egypter der reinsten Wolle, fuhr sich mit der Hand hinter das Ohr und zerbrach sich den Kopf, wer nur dieser Tautin sein könne.

Jeder Pariser hätte es ihm sagen können, der Egypter aber wußte nicht, daß sein erhabener Vice-Souverain Verlangen nach der Soubrette Tautin am Variètés-Theater trage.

Um sich aus seiner Verlegenheit zu helfen, schlug er in

den „25,000 Adressen von Paris" nach und fand einen Waffenschmied dieses Namens.

Sofort wurde zu diesem geschickt.

Der Waffen-Fabrikant bekam die Ordre, sich auf der Stelle noch mit dem Abendzuge nach Vichy zu seiner Majestät zu begeben und erhielt einen Brief, laut welchem die Bedienung ihn sofort vorzulassen hatte.

Der Waffenschmied erreichte Vichy in der frohen Ueberzeugung, daß Se. Majestät ihn auserwählt, um seine ganze Armee mit Chassepotgewehren zu versorgen.

Man ließ ihn sofort vor. Da Se. Vice-Majestät jedoch gerade im Bade waren, führte man ihn in das Badezimmer.

Zu seinem Erstaunen sah der Vice-König, in der Wanne liegend, einen fremden Mann hereinführen, während er jeden Augenblick der schönen Künstlerin gewärtig war.

Er schnob ihn an. Der Waffenschmied legitimirte sich mit dem Briefe des Chargé d'Affaires und Sr. Majestät blieb nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und bei dem Fabrikanten 25,000 Stück Chassepotgewehre zu bestellen. —

Glücklicher als Mademoiselle Tautin war ihre gefeierte Collegin S., die Prophetin Offenbachs, welcher der Vicekönig für die Ehre eines Besuchs eine Summe zahlte, die das Gerücht bis zu einer halben Million vergrößerte. —

Welch ein Eldorado, diese Kunst, deren Jüngerinnen nicht um armselige Pensionen bei den Fürsten zu betteln brauchen, wenn sie alt werden, sondern selbst die Fürsten pensioniren, wenn sie ihrer überdrüssig geworden!

Wie Saul ausging, um seines Vaters Eselein zu suchen

und ein Königreich fand, wie Marie Duplessis, die gefeierte Heldin der Dumas'schen Dame aux camelias nach Paris kam, um einen Dienst als Magd bei irgend einer Herrschaft zu suchen, und ebenfalls ein Königreich fand, ganz ebenso sind manche dieser Actricen aus der ärmsten und dunkelsten Sphäre hervorgegangen, um Millionen zu erwerben. Es hängt nur von ihnen selbst ab, sie zu erreichen, ein Bischen „chien“, ein Bischen Canaille, und das Uebrige macht sich Alles von selbst.

Von Zeit zu Zeit veranstaltet, wie ich schon erwähnte, eine dieser Damen („ces dames“ ist die Bezeichnung der Categorie) eine Auction, ganz wie die Fürstinnen der Cocotterie, denn sie sind auch nichts anderes; die Venus steht hier nur auf einem anderen Sockel.

Alice Ozy war die letzte, die ihre Kostbarkeiten im vorigen Jahre öffentlich versteigerte, um sich dann nach Enghien in die Einsamkeit zurückzuziehen, wo es sich übrigens sehr gut einsiedelt. Sie kommen auch oft sogar zu Zweien nach Enghien, um hier allein zu sein.

Alice Ozy ist aus ganz anständiger Familie, sie ist am 6. August 18 . . geboren (diese Damen haben keine Jahreszahl) und die Tochter eines Bijoutiers. Alice brachte also in ihre Carriere das Verständniß für Diamanten mit.

Theophile Gautier nannte sie die „moderne Aspasia.“

Alice Ozy sollte ganz familiärement einen Advokaten heirathen, es fand sich aber Einer, der sie noch rechtzeitig entführte. Er brachte sie zurück, als sie nicht mehr ganz neu war, und verschaffte ihr ein Engagement am Variètés-Theater. So was passirt alle Tage.

Zu Anfang erhielt sie 1200 Francs Gage, also 100 Francs monatlich. Alice aber machte sich schnell bemerkbar durch ihre dummen und gescheidten Einfälle. Sie war von einer unbegrenzten Naivetät und lustig wie ein Wiesel. Alice verliebte sich in einen Schriftsteller Herrn v. B. und ließ ihren Entführer laufen. Dann ließ sie auch den Herrn v. B. laufen und interessirte sich für die polnische Sache, d. h. für den Sohn des Gouverneurs von Warschau, Herrn v. W. Andre sagen, sie sei in Beide zugleich verliebt gewesen: gewiß aber ist, daß Herr v. W. sehr jung starb, nachdem er eines Abends im Whist 150,000 Francs gewonnen, und Alice eine Summe von 80,000 Francs vermachte.

Danach verliebte sich in sie der Herzog v. Aumale, als er aus dem afrikanischen Feldzuge zurückkehrte. Der Prinz hatte kürzlich erst die Sporen an einer Tänzerin der großen Oper verdient und Alice war seine erste Liebe. Der Prinz hatte die Idee, sie tugendhaft zu machen, was einem muthmaßlichen Thronerben sehr schön steht. Er sprach ihr von Tugend und Frömmigkeit und bereitete ihr den Anblick militairischer Revuen.

Seine hohe Mutter, als sie von der Liaison hörte, äußerte sich sehr huldvoll: „Immer besser noch, als wenn er das Glück einer Ehe störte.“

Alice fand inzwischen eines Abends, als sie das Theater verließ, eine Equipage vor der Thür desselben, eine Equipage mit gepuderten Lakaien, die den Hut vor ihr zogen und ihr sagten: „die Equipage gehöre ihr.“

Der Prinz bezog nur ein sehr mäßiges Taschengeld, diese Equipage aber hatte den Werth von 20,000 Francs. Als der Prinz, der damals erst ein und zwanzig Jahre zählte, sich

1846 verheirathete, sandte Alice ihm unaufgefordert alle seine Briefe zurück. Der Prinz schickte ihr dafür einige Bankbillets; Alice aber nahm das Geld nicht an und ließ ihm sagen, sie leide nicht Noth, sie zöge ein Andenken vor.

Als Alice ihn später nach Verbannung der Orleans in England wiedersah, hatte der Prinz noch weniger Geld als früher.

Roqueplan erzählt von Alice Ozy, er sei einmal als ihr Director wegen einer Summe mit ihr in Streit gerathen und habe sich deshalb an das Gericht gewendet. Als er zu dem Präsidenten kam, um ihn für seine Sache zu interessiren, wurde er sehr frostig aufgenommen. Roqueplan witterte Verrath. Er legte sich auf die Lauer und sah in der That Alice in simpler, sogar ärmlicher Kleidung aus dem Hause des Beamten kommen.

Alice hatte bei dem Richter ihre Sache selbst geführt; der kleine Schlaukopf hatte sich ihm als ein armes Mädchen vorgestellt, das mit geringer Gage kümmerlich eine ganze Familie ernähren müsse.

Roqueplan überschaute sogleich den Stand seiner Sache. „Vergleichen wir uns!" sagte er zu ihr. „Ich sehe, daß ich den Kürzeren ziehen werde!" —

Alice's Liebes-Affairen und ihre Ausschweifungen sind nicht zu zählen; ihre Stellung zur Gesellschaft charakterisirt sie selbst am Treffendsten durch Nachfolgendes:

Eines Tages begegnete ihr in einem öffentlichen Local ein hochgestellter Herr ihrer Bekanntschaft am Arm einer vornehmen Dame. Alice schon in der Ferne bemerkend, blieb dem Herrn nichts übrig, als ihr aus dem Wege zu gehen, oder sie

in Gegenwart seiner Dame zu grüßen. Schnell seinen Entschluß fassend, zog er den Hut sehr tief und respectvoll vor der Actrice.

Als Alice Ozy nach Hause kam, fügte sie ihrem Testament ein Codicill hinzu:

„Ich vermache Herrn v. M. 20,000 Francs, über die er für seine Armen verfügen kann, weil er sich nicht fürchtete, mich zu grüßen, als er mir am Arm einer hochgestellten Dame begegnete."

Dankbare Seele! Sie fühlte sich so Canaille! —

Villemessant erzählt, Alice Ozy, wenn sie jetzt als Einsiedlerin von Enghien einmal nach Paris fahre, suche sie ängstlich das Damen-Coupé der Eisenbahn und setze sich nie in ein andres. —

Zahllos sind die Anekdoten, die man von der Ozy erzählt.

Alice ward u. A. von einem jungen Mann angebetet, der sie schüchtern liebte. Er sah sie gegen zwölf Uhr Nachts vom Theater nach Hause fahren und folgte ihr langsam.

An der Thür ihrer Wohnung angelangt, schellte er. Alice selbst öffnete ein Fenster der Glasthür.

„Was wollen Sie!" fragte sie den Jüngling.

„Ich wollte Ihnen helfen, Ihre Taube zu essen!" antwortete er.

„Dummkopf!" antwortete sie. „Um diese Zeit werden keine Tauben gegessen, nur gepflückt."

Für einen Liebenden ist ein ganzer Eimer Wasser in dieser Antwort. — —

Wie Alice sind sie fast alle, nur haben sie nicht alle den Esprit der Ozy.

Kennt man die Geschichte der Doze, der Schülerin der berühmten Mars?

Einer der wildesten, elegantesten und liebenswürdigsten Geister der pariser Literatur, ein junger Mann, schön, reich, gefeiert, verfolgt von Liebesabenteuern, bewundert als Elegant, als Dichter und Feuilletonist, mit einem Wort: Roger de Beauvoir, der tollste Viveur von Paris, der mit seinem wilden Schwarm von männlichen und weiblichen Libertins jede Nacht bis zum Morgen im Café anglais verjubelte, Roger bezahlte die Doze anfangs mit seinem Gelde, dann war er leichtsinnig genug, sie zu heirathen und bezahlte sie mit seinem Lebensglück.

Seine Häuslichkeit, sein Vermögen zerrüttete sich; mehrmals schlug er sich um des Leichtsinns seines Weibes willen, ohne als Gatte dadurch seine Ehre zu retten. Ganz Paris erzählte von ihrem Ehebruch und seinen Thorheiten. Als sie in Elend sterben sollte, schrieb sie wenige Stunden vor ihrem Tode an einen Herrn aus der Umgebung des Prinzen Napoleon und bat um einige hundert Francs zur Bestreitung ihrer Beerdigung. Der Prinz sandte ihr tausend Francs. Am Abend that sie ihren letzten Seufzer. —

In Deutschland ist eine Künstlerin eben eine Künstlerin und ist sie liederlich, so ist sie es für ihre eigne Rechnung, auf Kosten ihres persönlichen Rufes. Hier ist sie selbstverständlich mit dem einen auch das andre.

Der Käse hat den Vorzug, daß ihn niemand anklagt um seines Geruches willen.

Man muß den Geschäftsverkehr der alten und neuen Habitués mit den Künstlerinnen und Figurantinnen in den

Bühnen-Foyers von der großen Oper bis hinab zum kleinsten Theater der Boulevards kennen, um den Umsatz zu verstehen. Man muß die Häuslichkeit „dieser Damen" sehen, um sich einen Begriff von den Millionen zu machen, die hier der Danae jahraus, jahrein in den Schooß geworfen werden. Man muß aber auch die Lebensweise der Damen beobachten, um zu wissen, wie diese Millionen mit vollen Händen auf die Straße geworfen werden. Und dennoch ist der Brunnen so unerschöpflich, daß sich Viele von ihnen trotz alledem noch eine Million für ihr Alter bei Seite legen.

Die Unersättlichkeit ist groß. Mlle. Montauban z. B. drohte noch vor einigen Monaten ihrem hochgestellten Verehrer mit einem öffentlichen Scandal, aus Dank dafür, daß er zur Erziehung ihrer beiden Kinder bereits eine halbe Million in seinem Testamente ausgesetzt. Sie sah hierin eine unverantwortliche Knauserei, setzte die Zeitungen in Bewegung, (die sie indeß zurecht wiesen), wandte sich an die Gerichte, und nur mühsam wurde ein skandaleuser Prozeß abgewendet, nachdem die Journale die Sache schon genugsam ventilirt.

Natürlich ist die Lebensweise dieser Damen auf und hinter der Bühne selbst sehr köstspielig. Die Garderobieren, die Friseusen und Alles, was an der Bühne zur Bedienung gehört, hat die Hände in ihren Taschen; Alles weiß, daß ihnen der Erwerb so leicht wird und klammert sich wie Blutegel an sie. Den eigentlichen Werth des Geldes lernen sie erst schätzen, wenn es ihnen den Rücken wendet.

So manche, die nicht bei Zeiten zu sparen verstand, dient mit vierzig Jahren als Schließerin an demselben Theater, auf dessen Bühne sie als Figurantin und Marcheuse zwar nur

60 Francs Monatsgage, aber eine Neben-Einnahme von jährlich 30 bis 60,000 Francs bezogen. Vielleicht verkauft sie Euch auch Veilchensträuße à 2 Sous vor demselben Theater, wenn sie Euch nicht eine Londres im benachbarten bureau de tabac verabreicht.

Unrecht wär's übrigens, denjenigen von ihnen, die ein wenig Esprit haben — und welche Pariserin besäße dessen nicht! — hier nachzusagen, daß sie mit Leuten ihrer Bekanntschaft, die notorisch keine 100,000 Francs Renten, auch nicht einmal die Hälfte besitzen, nicht im liebenswürdigsten Verkehre ständen. Die Ingenue hat meist etwas burschikoses in ihrem Wesen, das sie trotz ihrer Equipage und ihrem Mobiliar Louis XV. und Louis XVI. immer an die Bohême fesselt, wenn auch der geographische oder ethnographische Begriff derselben ganz verloren gegangen. Die niedre Journalistik und das gewöhnliche Künstlerthum werden sie in ihrem Salon, vielleicht auch im Café de Suède immer gemüthlich finden. Die Stufen zu ihrem Allerheiligsten freilich beginnen erst im Boudoir und werden mit Gold belegt.

Die Journalistik hat bei ihnen, wie das überall zu sein pflegt, immer ihre kleinen Vorrechte. Sie ist so indiscret, aber man bedarf ja ihrer Indiscretionen; sie ist die klatschsüchtige Vertraute einer gewissen Freimauerei und schließlich wird sie immer eine Einladung von Leonie Leblanc der des Herrn v. Haußmann vorziehen. Das Genie stiftet immer eine unleugbare Verwandtschaft zwischen ihnen, wenn auch das mauvais génie oft stark dabei im Spiele ist.

Kein Wunder, wenn die Cocotterie diese bevorzugten Damen um ihren Sockel beneidet. Cora Pearl, trotzdem sie Alles

besitzt, konnte nicht ruhig schlafen, sie mußte zeigen, was sie nicht besitzt. Sie mußte in den „Bouffes“ als Cupido in Offenbachs Burleske auftreten, wiewohl sie es durchaus nicht nöthig hatte. Alle Pariser, die unter 50,000 Francs Rente besitzen, sahen sie; Sie riefen: „pas plus belle ça!“ und verlachten sie um ihre Figur, die jede Figurantin bemitleidete. Gewissen Herren kostete aber dieses Debut ein unsinniges Geld.

Der Vicekönig von Egypten konnte die schönsten Fellah-Weiber umsonst bewundern. Die Großherzogin von Gerolstein aber, die ihrerseits das gewöhnlichste Fellah-Mädchen um ihre Architectur beneidet, war ihm eine halbe Million werth. Wenn sich die Großherzogin von Gerolstein mit dem Finger die Nase wischt, so bedauert selbst Pabst Pius IX., daß er der einzige Souverain ist, dem es nicht vergönnt wird, dieses Stück zu sehen, obgleich er seinen Unterthanen in Rom dieses Glück vergönnt. Wenn Theréſa ihre „Suzon“ singt und dabei ihre frivolen Gesten macht, blitzen an ihren Fingern die kostbarsten Brillanten, die ihr jedes Couplet einträgt, obgleich sie schon fünf Francs jeden Abend für jede Zeile erhält, die sie singt.

Den Vortheil, den diese Damen gegen ihre Concurrentinnen besitzen, ist also ein enormer. Dennoch zahlt keine das Reugeld, und die es zahlen, die zahlen es zu spät.

Schluß.

Die petits crevés. — Die Liebe einer Tänzerin.

Die Naturforscher, was sie von den Raubvögeln erzählen, vergessen nie hinzuzufügen, von was sie sich ernähren.

Alle diese Damen, die ich hier categorienweise genannt, finden ihren natürlichen Beschützer in dem petit crevé, von dem ich schon mehrmals gesprochen, einem Product der letzten Hälfte des zweiten Kaiserreichs, das streng unterschieden, erst seit etwa sechs bis acht Jahren an die Oberfläche getreten.

Der petit crevé ist die „fleur“ der Generation, oder prosaisch gesprochen: das Ventil, durch welches der sich an der Börse und im modernen Schwindel bereichernden Gesellschaft der Ueberfluß abgezogen wird.

Als Söhne reicher Eltern, als Neffen vermögender Onkel oder Tanten, führen sie den angenehmen Beruf, die Nächte mit den Cocotten zu verschwärmen und erst um Mittag den Tag anbrechen zu lassen.

Der petit crevé lebt nur in Heerden, denn isolirt fürchtet er sich vor der Welt, vor den Wucherern, vor der Langenweile. Die Clubs sind seine Versammlungsstätten. Vom Jockey-Club

bis hinab zum Tripot der Faubourgs hat er stets seine Sammelpunkte, die er gewissenhaft frequentirt.

Was er nicht für Equipagen, Pferde und Maitressen ausgiebt, verspielt er Nachts im Club, und mehr noch, denn er erwacht oft am andren Mittage in dem Bewußtsein, gestern Abend auf Ehrenwort 50,000 Francs verspielt zu haben, die er gewissenhaft bezahlen muß, wenn er nicht seinen Ruf als Gentilhomme aufs Spiel setzen will.

Der Gentilhomme der Gegenwart erkennt nämlich als oberstes Gebot die Pflicht, von seines Gleichen geachtet zu werden; das Urtheil der Welt existirt für ihn nicht.

Es giebt sehr noble Clubs in Paris, in welchen die ehrenwerthesten Männer, wenn sie sich zur Aufnahme melden, consequent durch schwarze Kugeln refusirt werden. Das passirt jede Woche. Die Clubs fühlen das Bedürfniß, sich vor der Gesellschaft von Aventuriers und Männern, die nicht comme il faut, zu wahren.

So geschieht es denn, daß oft ehrenwerthe Männer von moralischen Lumpen hinausballotirt werden.

Die einzigste und edelste Beschäftigung des petit crevé ist der Sport. Die noblen Passionen kosten ihm ein enormes Geld, aber noblesse oblige.

Er ist charakterlos bis zum Entsetzen, dafür ist seine Kleidung untadelhaft; auch nöthigt ihn seine „Pose", ein Duell nicht zu refusiren. Einige Blutstropfen genügen aber stets, um die Ehre des Beleidigten vollkommen wieder herzustellen.

Die äußeren Kennzeichen des petit crevé sind eine Camelia oder ein kleines Bouquet überhaupt im Knopfloch, Promenaden-Toilette nach dem neuesten Gesetz und das habit noir, in

welchem er die Soiréen, die Theater besucht und bei Laborde oder Cellarius den Cancan tanzt.

Logen im Theater sind de rigueur. Gewöhnlich sitzt er im Fond, vor ihm seine Maitresse.

Wenn er nicht mit fünfundzwanzig Jahren schon Alles durchgebracht hat und sich in die Provinzen flüchtet, um bei seinem Vater oder Oheim zu Kreuze zu kriechen und diesem Kohl pflanzen zu helfen, oder wenn er nicht die Courage der Verzweiflung hat, sich in einem africanischen Regiment anwerben zu lassen, oder endlich sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen — wenn er, wie gesagt, nicht mit fünfundzwanzig Jahren ruinirt ist, oder wenn er nicht das Glück hat, noch eine reiche Erbschaft zu machen, so wird er Viveur, mit der Zeit ein alter Viveur, ein Oberpriester der Devergondage, jenes Ordens vom eisernen Herzen, dessen einzige Glaubensregel der Egoismus.

Ich erzähle auf der nächsten Seite ein Beispiel aus der unmittelbarsten Gegenwart, das in wenigen Zeilen eine ganze Lebensgeschichte bildet.

Leider sind den Frauen gerade die Männer die interessantesten, die am meisten an ihrem Geschlechte gesündigt.

Vielleicht ist die Neugierde daran schuld, denn diese Männer tragen Romane in sich herum, die kennen zu lernen sehr amusant sein muß.

Das Herz der Frauen ist im Allgemeinen ein Kreuzweg. Sich selbst bewußt und deßhalb um so unbegreiflicher schlagen ihre Gefühle oft gerade den Weg ein, der sie nach ihrer eignen Ueberzeugung nicht zum richtigen Ziele führt.

Sie wissen nie, was sie wollen, und selbst der größte

Philosoph würde es sie niemals lehren können. Er würde ihnen zu langweilig sein.

Die Damen der Pariser Theater machen eine Ausnahme. Schon vom funfzehnten Jahre ab wissen sie alle, was sie wollen, und alle folgen einem Wege.

Man wird ihnen Allen begegnen in den Champs élysées, im Bois de Boulogne, überhaupt auf derselben Straße, welche zum Ruin ihrer Verehrer führt.

Von der letzten Ratte des Ballets bis zur Tragödin der Comédie française tragen sie Alle denselben Instinct.

Und dennoch soll es zuweilen Ausnahmen geben, sehr seltene Ausnahmen, die hier unter die unerhörten Dinge gezählt werden.

Welch ein Gelächter gab es in allen Garderoben der Pariser Theater, als im letzten Herbst die Zeitungen die Nachricht brachten, Adelina Patti habe sich verlobt, und ihr Schwager Strakosch diese Ente dahin berichtigen ließ: Adelina sei nur mit der Kunst verlobt.

Die Kunst ist in der französischen Sprache ein Masculinum und deßhalb konnte man sich des blumenreichen Ausdrucks bedienen, sie sei eine Fiancée de l'art, eine Braut der Kunst zu nennen.

Man lachte also in allen Garderoben.

„Wir sind Alle mit der Kunst verlobt," hieß es, „mais ça n'empêche pas les sentiments."

In Deutschland würde diese poetische Berichtigung großen Effect gemacht haben, hier aber verstand sie Niemand. Bei uns würde diese Verlobung mit der Kunst doppelten Effect gemacht haben, wenn man sich dort wie hier erzählte, daß

Adeline nur die Frauen liebe und ihren Anbeter, den Marquis de C. nur an der Nase herum führe, weil sie amusirt sein will.

Eine eigenthümliche Wahrnehmung an den Pariser Frauen ist die folgende. Sie ist mir schon mehrmals begegnet und gehört deßhalb, wie ich glaube, zur Characteristik.

Man hat es oft gesehen, daß ein junges Mädchen einen Mann wahr und herzlich liebte, ihn aber dennoch verließ, weil er arm, und sie die Nothwendigkeit einer Carriere begriff.

Manon Lescout ist lange in den Hintergrund gedrängt. Heute würde man es kaum noch der Mühe werth erachten, ihre Geschichte zu schreiben.

„Ich liebe Dich von ganzem Herzen," heißt es oft mit achtzehn bis zwanzig Jahren, „aber ich muß Dich verlassen, mein Freund. Wenn Du alt bist, kehre ich zu Dir zurück und will Dein bâton de vieillesse sein, will Dich hegen und pflegen; bis dahin aber — adieu!"

Mit der Erinnerung an ihn, den sie wahrhaft liebte, begiebt sie sich auf den chemin du paradis, ventre à terre; sie tödtet unter sich ein halbes Dutzend junger Männer sammt ihren Vätern und Onkeln, ein paar Dutzend der kostbarsten Mobiliare, und wirft Millionen auf die Straße.

Zuweilen an Tagen der Erschlaffung, wenn das Herz wirklich einmal zu seinem Rechte kommt, sucht sie ihn vielleicht in seiner Wohnung auf; sie küßt und liebkos't ihn, sie spricht mit ihm von vergangenen Zeiten, verschwendet an ihn Alles, was ein schönes und leidenschaftliches Weib gewähren kann; dann sagt sie ihm wieder Adieu, auf lange, lange Zeit, ja vielleicht wird sie ihn allmählig auch ganz vergessen wie er sie längst

vergessen, und wohl nur zuweilen an sie gedacht hat, wenn er sie mit gepuderten Lakaien im Bois rouliren sah.

Vor einigen Tagen erst las ich in einer Pariser Zeitung einen rührenden Vorfall:

Gestern gegen zehn Uhr Morgens bewegte sich ein ärmlicher Trauerzug zum Kirchhof Montmartre. Dem Leichenwagen vierter Klasse folgten ein Mann zu Fuß und eine hermetisch geschlossene Equipage. Das war Alles.

Der bescheidene Zug erregte natürlich allgemeine Aufmerksamkeit. Wer, so fragte man sich, konnte dieser Todte sein, der von Allen vergessen worden bis auf diese Beiden?

Man kannte den Todten in Paris. Derselbe, der hier so still und unbeachtet zur ewigen Ruhestätte geführt wurde, er war einst unter den Lebemännern der wildeste und viel beneidete gewesen.

Dieser Todte war in seinen besseren Zeiten einer jener Bonvivants der berüchtigten loge infernal in der großen Oper, ohne deren Zustimmung kein Künstler, namentlich keine Künstlerin auftreten durfte, von deren Entscheidung Alles abhing.

Er war einer der Löwen der Boulevards, der Salons, der Wettrennen, mit einem Wort, eine der glänzendsten Erscheinungen der Pariser Gesellschaft.

Zu seinen Abenteuern gehörte auch sein Verhältniß zu einer jungen Tänzerin, einem blutjungen Geschöpf, das unerhörter Weise noch mit dem Herzen liebte, ihm aufrichtig zugethan war und sich bemühte, ihn von der Verschwendung zurück zu halten, die nothwendig zu seinem Ruin führen mußte.

Alle ihre Bitten blieben umsonst. Es kam zur Trennung.

Der Löwe setzte seine Verschwendung fort, die Tänzerin verließ die Bühne und trat in ein Magazin als Gehülfin ein.

Ihrem Fleiß und ihrem kaufmännischen Talente dankte sie es, daß sie von der Besitzerin des Geschäfts zur Theilhaberin gemacht wurde. Die Geschäfte gingen glänzend und führten zum Reichthum.

Der Löwe vergeudete inzwischen Alles; selbst die letzten Reste gingen dahin; er versank in das tiefste Elend. Sie erfuhr nichts mehr von ihm, hatte ihn gänzlich aus den Augen verloren.

Fünfunddreißig Jahre waren seit jener Trennung verflossen. Die ehemalige „Ratte" war Millionärin; der einstige Millionär starb in einem Hospital und ward auf Kosten desselben auf dem Montmartre begraben.

Der einzige Freund, der seinem Sarge folgte, war sein einstiger Diener.

In der einzigen Equipage, die ihn zur Ruhe begleitete, saß seine Freundin vom Jahre 1833, die heute eine würdige Matrone ist und dem Löwen der „höllischen Loge" ein treues Andenken im Herzen bewahrt hatte.

Druck von Gebrüder Grunert in Berlin, Zimmer-Straße 91.

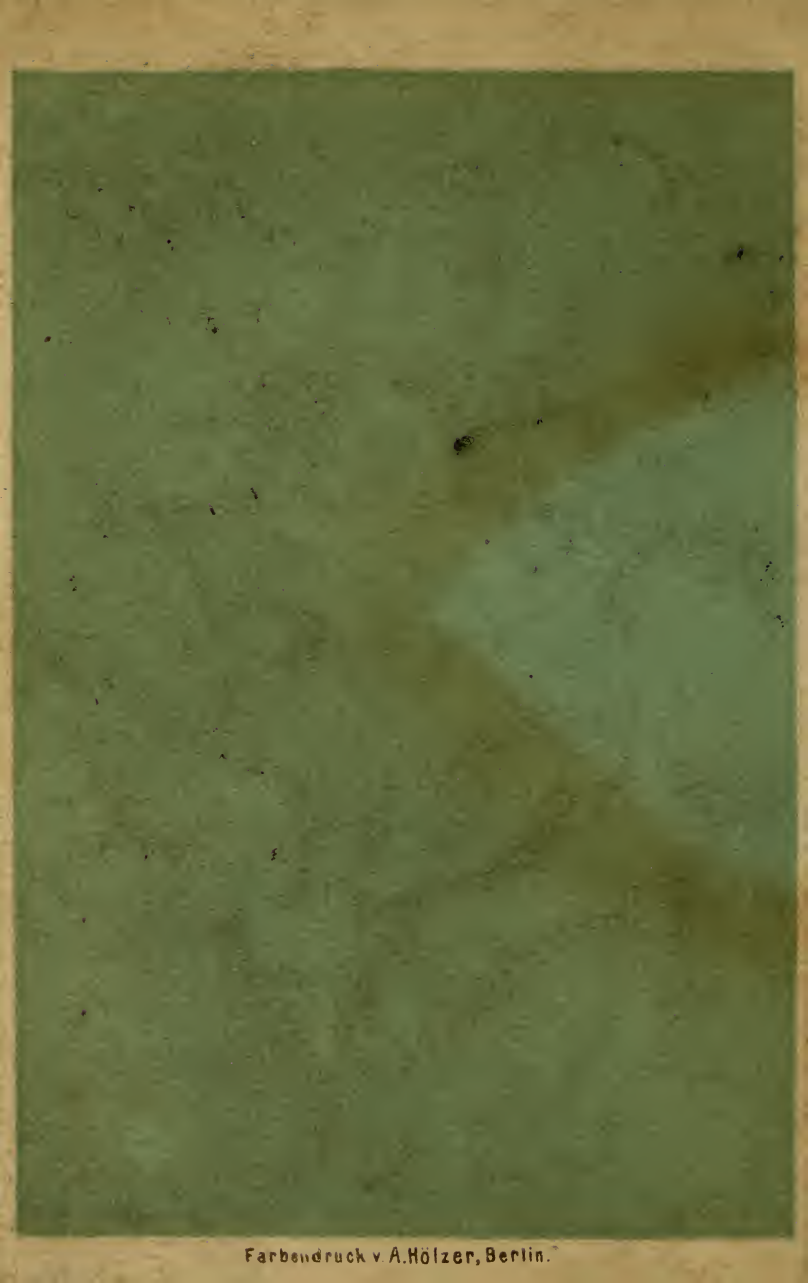
Druckfehler-Verzeichniß.

Der Verfasser des vorliegenden Buches konnte keine Correctur lesen, da er sich, während dasselbe in Berlin gedruckt wurde, in Paris befand. Es haben sich daher die nachstehenden, sinnentstellenden Druckfehler eingeschlichen:

Seite		Zeile				
Seite 6	Zeile	6	von unten	lies	„Joailliers"	statt „Jovillaines".
„ 7	„	7	„ oben	„	„Schöpfung"	statt „Schaffung".
„ 8	„	1	„ unten	„	„wer"	statt „man"
„ 9	„	1	„ „	„	„du"	statt „de".
„ 22	„	4	„ oben	„	„eben"	statt „aber".
„ 37	„	13	„ unten	„	„Merkmal"	statt „Denkmal".
„ 41	„	5	„ „	„	„daß"	statt „das".
„ 45	„	2	„ „	„	„Brütofen"	statt „Bratofen".
„ 46	„	9	„ oben	„	„Cellarius"	statt „Callarius".
„ 46	„	14	„ „	„	„Frenesie"	statt „Frenasie".
„ 47	„	3	„ „	„	„Employé"	statt „Employè"
„ 51	„	15	„ „	„	„sein"	statt „ein".
„ 61	„	5	„ unten	„	„Capuana"	statt „Cacuana".
„ 62	„	5	„ oben	„	„ihnen"	statt „ihr",
„ 63	„	13	„ „	„	„Gandin"	statt „Gaudin".
„ 73	„	12	„ „	„	„Frascati"	statt „Frescati".
„ 74	„	3	„ unten	„	„Athenée"	statt, „Athenèe".
„ 75	„	13	„ oben	„	„diese"	statt „sie"
„ 80	„	4	„ unten	„	„Manchen"	statt „Manchem
„ 85	„	6	„ oben	„	„tiers-état"	statt „tiero-élat".
„ 85	„	15	„ „	„	„Consideration"	statt „Confideration".
„ 101	„	11	„ „	„	„erzählt von Alice"	statt „erzählt, Alice".







Farbendruck v. A. Hölzer, Berlin.




University of
Connecticut
Libraries

